

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 40 — Sonntag, 6. Oktober 1935

Herbstgang

Ein schöner Tag! Ringsum herrscht tiefes Schweigen.
Der Himmel bleut. Die Luft ist silbrig kalt.
Es rauscht der Fluß. Der Wind spielt in den Zweigen
Ein Vogel klagt und schluchzt im nahen Wald.

Im Wiesengrün sonnt sich die Herbstzeitlose.
Die Hagebutte loht am Waldessaum.
Vereinzelt kehrt zurück zum Mutterschoße
Manch welkes Blatt nach kurzem Sommertraum.

Wohl stundenlang bin ich nun schon gegangen
Gar ernst und feierlich ist mir zu Mut.
Ein süßer Frieden hält das Herz umfangen
Ich spüre Gott! Und alles Weh wird gut

M. Eggensperger.

Spaziergang im Herbst

Ein säuerlicher Ruch weht von den Gärten und Feldern, in denen die Ueberbleibsel der Ernte gären. Ueber ihre wirre Verlassenheit haben die Sonnenblumen ihre schweren müden Köpfe tief gebeugt, nur ein paar Asten plustern sich bunt in der Oktobersonne. Die Stagetten der Gärten werfen lange Schatten, wiewohl es noch früh am Nachmittag ist.

Das sind verzweifelte Tage im Herbst, wie die ersten Tage im Frühling sind sie, an denen man unendlich viel unternehmen möchte und doch nichts anzufangen weiß. Das endet dann damit, daß man der Stadt ein Stück entflieht und irgendwo an einer Böschung hockt und sich Gedanken macht, oder auch nur dort hockt und sich keine Gedanken macht, allein, weil es nichts Gescheiteres zu tun gibt, wenn ein zwiespältiger Herbsttag das Blut unruhig macht.

Kniend rutschen ein paar Bauersleute übers Feld und sammeln die ausgeharkten Kartoffeln, in den Gärten holen ein paar alte Hände den Rest des bunten Lebens zu einem letzten Strauß, und nachher sitzt man noch für eine kurze Pause am Wegrain, erzählt sich mit den Vorübergehenden, was das noch für ein schöner Tag ist, was die Kinder schon groß sind, oder bestätigt sich gegenseitig, wie rüstig man noch aussehe, und daß man sicher gut über den Winter komme. Vor einer Wirtschaft wird der letzte hemdsärmelige Skat dieses Jahres ausgetragen, während ein Lautsprecher aus einem fernen Saal laute Musik überträgt, die Hühner im warmen Sand scharren und die Kinder aufzer Rand und Band sind.

Mancher Knüppel flog in die hohen Nufzbäume am Straßenrand, nur noch selten prasseln ein paar Nüsse auf den Weg. Die Hammer Landstraße ist eine schöne Straße, wenn sie auch im Hintergrund von dem Rheindamm abgeriegelt ist. Der versperrt die Aussicht, aber er verschenkt sie umso überraschender, wenn man auf ihn hinauf ist.

Dieses Bild des großen Stromes zu sehen, das die Oktobersonne öffnet bis in die Unendlichkeit, an deren Rand, die Scheidelinie von Erde und Himmel überschneidend, ein paar Kirchtürme aufgestellt sind, darum muß man noch einmal zum Rhein hinaus wandern. Aber wenn man glaubt: Zum Abschied vom Rhein, so ist es noch nicht ausgemacht, daß es der letzte Abschied vom Rhein, in diesem Jahre ist. Eben gut für einen halben freien Nachmittag ist dieser Gang, denn diese Straße ist nicht wie andere endlos und ohne Ziel, sie hat im bürgerlichen

Sinne aufgehört, eine zweckmäßige Straße zu sein, aber dafür hat sie einen neuen Sinn erhalten, indem sie zum Rhein führt und dort zum Haltmachen zwingt. Halt zu machen aber nur den Körper zwingt, vorne auf den besonnenen Quadern einer Kribbe, denn wie sollte nicht erst recht alles im Menschen zu wandern beginnen, endlos zu wandern beginnen im Angesicht des ewig strömenden Wassers. Doch aus der springenden Unruhe des zwitterhaften Herbsttages, der im Blut rumort, ist mehr ein Strömen geworden, ein klein wenig ähnelnder dem Rhein hier in der Ebene. Das ist das große Geschenk des Stromes, das zu empfangen wir oft zu ihm hinwanderten und immer wieder hinwandern werden, wenn uns sein ruhevolleres Wandern nützt.

Eine Hard taucht ins Wasser und stellt fest, daß man schon noch ein Bad nehmen könnte. Wenn ein Dampfer mit aufgetauter Woge am Bug vorübergleitet, hebt sich das Wasser über die ersten Quadersteine der Kribbe und spritzt an den nächsten hoch. Eine glitzernde Glaskette zieht sich am Ufer ent-

lang, die im nächsten Augenblick wieder in das Dunkle des Wassers zurückfällt. Die Dampfer und Schleppkähne haben den gleichen Rhythmus wie im Frühjahr und im Sommer, nur ein paar Paddler haben es sehr eilig, als wollten sie den Sommer noch einholen.

Und ein wenig wollen dies ja auch die andern, die zum Rhein gewandert sind, die Jungen, die ihre Räder an die Böschung gelehnt haben und nun da hocken und sich Gedanken machen, und sicher auch die Alten, die gemächlich über den Deich pilgern. Ab und zu bleiben sie stehen und dann zeigt einer mit seinem Spazierstock auf ein fernes Ziel, und da sie vor der Sonne stehen, sehen sie aus wie Scherenschnitte mit den klaren dunklen Umrisen ihrer schweren Wintermäntel und steifen Hüte.

Wenn sich in den kleinen Vertiefungen der Rheinwiesen die ersten Schatten einnisten, ist es Zeit, aufzubrechen — viel weiten Flußwind in der Lunge — zurück durch die gerbsäuerliche Nufzallee in die Stadt, die schon ihre frühen Lichter entzündet.

W. D.



Zum Erntedanktag: Der Schnitter

Dr. P. Weller (Bavaria)

Innenmazzo beim Olmynen

Von Ulrich Sander.

Mittags sah ich in Rotbed auf dem Vollwert und angelte. Piraten hatte ich mir unter Steinen gesucht. Gerat gab mir der geschwähige Wirt der Hafentneipe. Zum Angeln gehört Geduld. Und um das Flott auf dem wippenden Wasser tanzen die Gedanken. Die gleisende Sonne spiegelt Wasser Holms holdseliges Gesicht auf das Wasser. Verheißunglich sing ich einen kleinen Barich und zwei Blögen. Eine Maßzeit für einen hohlen Zahn. Gründlinge knabberten und zupften, daß das Flott zuckte, und schillernde Rietinge spielten um den sich ringelnden Wurm. Ein Schwarm Stachelnase schob vorbei, hand still, überlegte, spielte nervös mit den Flossen und schob weiter. Wie schwer ist doch Flußwasser zu malen, auf dem ein wenig Del schwimmt und das nur stumpf gewellt ist! Wenn sich dann noch Masten oder Bäume oder ein alter Giebelstieher in ihm spiegeln und um jedes Spiegelstückchen noch der Himmel ein buntes, schillerndes Bändchen legt, so soll das erst einmal einer malen. Mit Wasserfarben wäre es am leichtesten, dann aber fehlt die weiche, feuchte Luft über dem Wasser, der milchige Glanz. Ich malte das Bild eben in Del, untermalte die bläulich vorübergehenden, auswendig geleerten Schillerpiegel und legte die durchsichtige, gelbliche Lasure darüber, da hörte ich Schritte hinter mir, und mein Rücken sagte mir, daß es Jungs Holm sei. Ich wandte mich um:

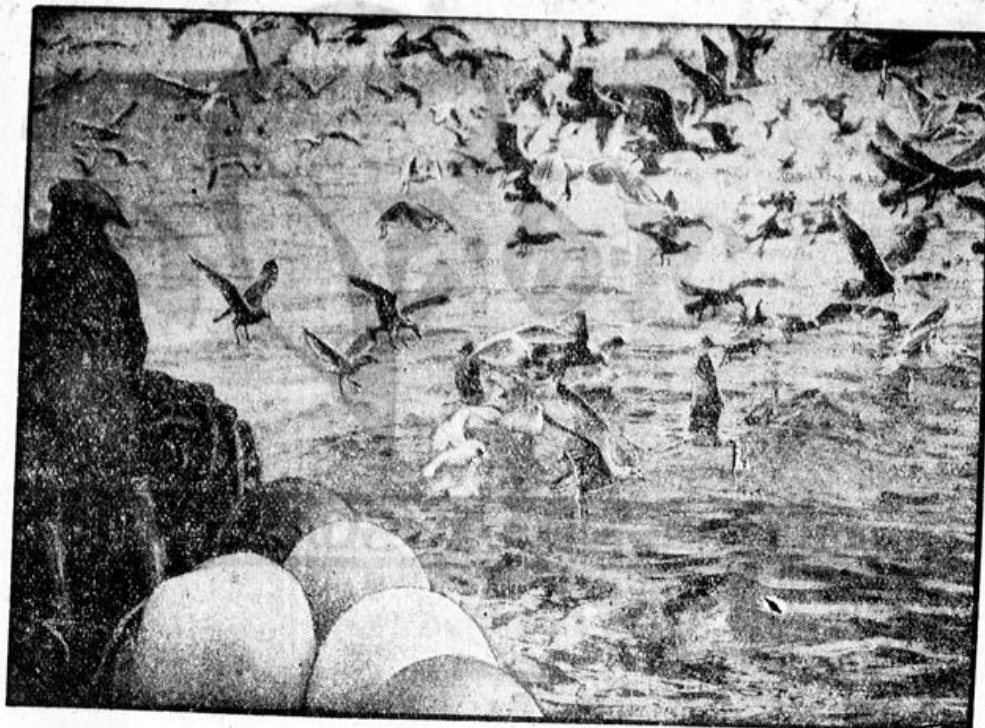
„Guten Morgen, Fräulein Holm!“
„Guten Morgen!“ und wollte weitergehen mit ihrem geflochtenen Korb über dem Arm und mit den langen, so schönen Beinen unter dem kurzen, hellblauen Leinenkleidchen, das wunderbar ein ganz klein wenig ausgebleichen war.
„Halt — stopp!“ rief ich, „oder ich muß Ihnen eine Granate vor den Bug legen! Sie haben Konterbande an Bord: eine Flasche Essig, ein Pack Streichhölzer, ein halbes Pfund Kaffee zu 1,80 und zwei Pfund Zucker.“
„Falsch, falsch!“ sagte sie mit dunkelrotem Gesicht, lachte und hielt an, „es ist ein viertel Pfund Kaffee, aber zwei Pfund Griech und eine Flasche Petroleum. Was machen Sie denn hier?“
„Ich angle Walffische und will reich werden. Drei Zentner habe ich schon. Sehen Sie!“
Da lachte das große schöne Mädchen mich aus, kam zutraulich näher, stellte eins ihrer feinen, ranken Beine auf das Vollwert und wiegte es ein klein wenig schäktern im Knie, so daß ich Miße hatte, nicht hinzusehen. Die Sonne leuchtete in seinem kurzen, goldenen Haar, und Wellen von Liebllichkeit zitterten um die holde, holde Gestalt.
„Sie werden sich noch übernehmen an dieser Maßzeit!“
„Meinen Sie?“
„Ich bin schäktern wie alle langen Menschen und kein geborener Pirater. Allein redet man wie ein Buch, im Kampf wirft man Handgranaten, nicht mit Bajonetten und haut mit dem Kolben zu. Aber vor diesem Blüthengarten war mir die Junge angelötet.“
„Ja!“
„So!“

Eine kleine Pause, für die ich verantwortlich war.
„Nein, nein, hatt wird man wohl nicht von werde Darum glaub' ich auch!“ sagte ich, um nur etwas zu sagen.
„Wohl kaum!“ meinte das schöne Kind.
„Eigentlich wohl sicher nicht!“ sagte ich in freudiger Zustimmung. Und damit sah ich wieder fest.
„Aber es können ja vielleicht noch nicht werden“, hoffte das holde Geschöpf.
„So?“ kramerte ich mich an den Strohhalm, „glauben Sie das?“
„Wenn sie ordentlich heißen, die Fische, sicher. Warum nicht?“
Da stand ich oben auf diesem Berg der Hoffnung und suchte nach einem neuen Gipfel, auf den ich springen könnte.

„Junge, sagte ich zu mir“, „sei doch nicht so schäktern! Rede doch!“ Und ich griff an:
„Verheben Sie etwas vom Angeln?“
„Nicht viel! Der Barsberg ist an der Brücke. Hier werden Sie nur Blögen kriegen.“
„So!“ Da hatte sich der Angriff wieder totgelaufen.
„Aber wenn Sie vor der Mole angeln, da heißen auch Flundern und Aale!“
„Flundern und Aale? Sehen Sie mal an!“
„Aber jetzt muß ich gehen. Meine Mutter wartet. Auf Wiedersehen!“
„Auf Wiedersehen, Fräulein Holm, auf Wiedersehen!“
„Im Ernst, dachte ich, auf Wiedersehen! Auf baldiges Wiedersehen!“

Und angelte weiter, und der dritte Blögen hatte wohl eine Stunde am Haken gesapelt, ehe ich es merkte. Vor mir im Wasser stand noch immer Jungs Holm mit ihrer langen, feinen Gestalt, ein Hauch blonder, zarter Murre war noch um mich, und in meinen Ohren lag ihre silbrige, dunfle, ein wenig belegte Stimme, die die Worte langsam und zögernd zu Säßen zusammenbaute.

Aus dem Roman „Jungs Holm“ von Ulrich Sander. Verlag W. G. G. Korn, Breslau.



Hungrige Freunde — Ein Fischer beim Füttern von Möwen

Weltbild (M.)

an der Zunge vorbei, Faustschlag drauf, und zu ist der Brief. Und dann nimmt der Bürgermeister das Röllchen Silberlinge, läßt sie noch einmal durch die Finger fließen und drückt sie dem Hannes in die Hand, die noch hoch und leer auf dem Tisch liegt.
„Da!“ sagt der Bürgermeister.
„Aber was denn?“ fragt der Hannes.
„Aber merkt denn nix? Du bist dann halt der gute Zweck, für den ich's wieder hergab. Und dem Strassenmeister brauchst ja net unter die Nase zu reiben, und der Wajschin auch net.“
„Sakristi zum dritten Mal! So lustig krampt der Hannes heim, und bei jedem Schritt klumpen die sechs Silberlinge. Und wie er schon fast dahinein ist, da fällt ihm was ein, daß er sich vor die Stiene schlägt. Und er rennt in das Dorf zurück und geht zum Säger und kauft eine Fuhre Latten und Pfosten. Macht fünfzehn Mark. Und morgen holt er sie ab. Es ist doch kein Wetter zum Deuen. Da kann er die Pfosten auch gleich setzen, rings um den Obigarten einen jaubern Zaun und ein Gattertor nach der Landstraße hin quer über den Feldweg, der am Haus vorbei in die Aeder und in das Tal führt.
Und das wäre geschafft und bleibt geschafft. Das spudt keiner um. Und dann kommt auch das gute Wetter wieder, die rechte Junifonne. Und im weiten Bieental, wohin man schaut, ist ein Rennen und Rühren. Und die Reitschneen flallen, und die Wagen rattern und schwanzen heimwärts den Berg hinab, den Berg hinauf.
Dem Wajschin seiner den Berg hinauf. Und obenbrein im Heu holt die Wajschin, daß gerade ihr roter Schopf rausquadt, der Judaschopf. Und der Wajschin lenkt wie immer auf den Weg am Hof des Hannes vorbei. Er hat zwar seinen eigenen Weg vom Tal hinauf. Aber es ist doch wieder kein Weg, ist ein Dredloch am andern. Und der Weg vom Hannes ist weiß und hart wie eine Tenne. Denn der Hannes hat eine Kiesgrube und hat den Weg gebaut, richtig gebaut und angelegt.
Und der Wajschin knallt mit der Reitschne. Aber er muß doch anhalten, da wo das neue Gattertor quer über den Weg steht. Und ein Schloß hängt dran, so did wie ein Kinderkopf. Da steht der Wajschin davor mit dem Deuwagen und seiner Umbassin darauf und rüttelt und pumpt und läuft schließlich ums Haus herum und klopft am Fenster, hinter dem der Hannes schon lange lauert.
„Recht, Hannes, so, was ich des für e neumodisch Tor?“
Neumodisch? Neumodisch ist, daß der Nachbar den Nachbarn verlagert. Neumodisch ist, daß wieder ein Andas auf Wastes Erdboden herumläuft. Da braucht man ein Schloß am Tor, waschastig, und besser wäre es noch, man könnte eins an das Maul hängen.
Der Wajschin begreift nichts. Da holt der Hannes hinter dem Spiegel hervor den Brief des Strassenmeisters und hält ihn dem Wajschin hin.
„Recht, Hannes, sag, was hab' ich mit dem Sempel g'tue?“
„No frog dei Weib!“
„Was?“
Der Wajschin rennt wie nicht geist. Im Fuße habe er seine Alte vom Heu heruntergezogen, und gestrichelt habe er und gewettert, und sie habe gesunken und geschworen, hat der Rühbub gesagt, der es gesehen hat. Und da kommen sie um die Ecke.
„Verzähl!“ kommandiert der Wajschin. Und sie möchte gerne und kann es doch kaum vor lauter Geschlucke. Aber so viel hört man schließlich: Der Wajschin hat etwas gehört, daß der Hannes gegen ihn gemuddelt hat, und kommt zurück und fragt und droht und will die Wajschin anzeigen, wenn sie nicht schwägt. Und da sagt sie es schließlich.
„Und de Strassenmeister läuft de Menschen nach, sag i. Und kareziere tut er, sag i. Hab'n selber geise, wie er mit drei Mädchen auf'm Rad dahergeschliff ist und hat glachtet auf'm Stodachn. Und jetzt lausst mi auch verlage!“ — Das schmatzt der Wajschin seinem Weibe hin, und zum Hannes sagt er: „Recht schließ dei Gatter auf, no sind mer wieder freunde.“
„Und die dreißig Mark, wo i zahlst hab', wer gibt mir die wieder?“
„No...?“
„No...?“
„Wer schuldig ist?“
„Und des war no dei Maul.“
„Und dei Weib.“
„No mühte mer halt de Spah teise. Kreuzküße, gang heim, Hans e dumme, und hol fufzehe Mark und gib'sm Hannes! Und no wäre mer wieder gut freunde.“
„Gut freunde, io, aber sag mir em Bürgermeister! Zuft will er die fufzehe Mark auch no ins Armeesädel werfe, und unter Handel war wieder nix.“

Aus Anton Gabels „Mittsommer“ (Verlag Herber, Freiburg). Dies war eine der 11 Erzählungen, die das ausgezeichnete Buch enthält.

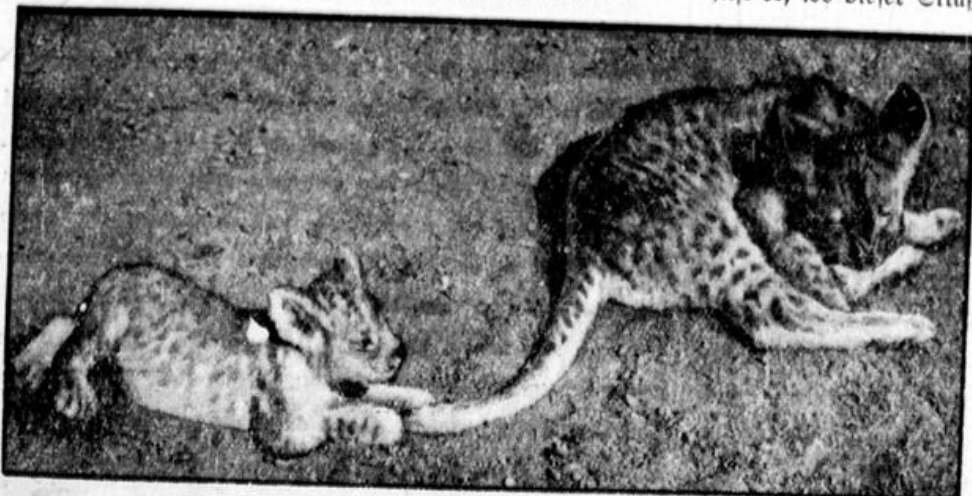
Also.

„Goffmann, den Aufsch: „Mein Tagewerk“ hast du nicht allein gemacht? Stimmt das?“
„Dawohl, Herr Lehrer: die ganze Klasse hat ihn gemacht!“

„Für ninnen vylten Zorn“

Von Anton Gabel.

Hinter den Obigarten gebaut, seitab der Landstraße, liegt der Hof des Hannes, und einige hundert Meter weiter, jenseits der Straße, der des Wajschin. Und beide Höfe haben Feld und Wiese nebeneinander und schauen auf das Tal hinab und das Kirchdorf, dem sie zugehören.
Und eines Morgens so gegen elf — ist ein regnerischer Tag im Heuet — da steht der Hannes unten im Tal auf seiner Wiese und mäht. Und nebenan ist die Wajschin auf ihrer Wiese und mäht, was ihr Mann schon gemäht hat. Und der Wajschin ist heimgelangen. Und da kommt das Tal herauf der Strassenmeister, der Melzheimer, mit seinem Buben. Der Alte läuft am Bord hin und hält immer wieder das Steltnes in den Bach. Und der Junge stampft durchs Wasser, daß es nur so sprist, und kuppst mit dem Prügel in die Löcher und Gumpen, daß die Forellen alle ins Reg sollen. Und er hat ein Recht dazu, der Herr Strassenmeister — denn er hat das Fischwässer. Und das hat ihm noch der alte Bürgermeister verdachtet für ein ganz armeliges Stück Geld. Und das war auch das letzte Stück von dem alten schleimfieber, dem Bürgermeister. Und wo früher jeder Bauer unter das Bord greifen und sich ein Fischlein aus Dufel-fingen, und den andern ist es bei Strafe verboten.
Und wie der Hannes gerade mal die Senje wegt, nicht er dem Herrn Strassenmeister einen guten Morgen zu, wie es sich gehört. Und der wieder dem Hannes, wie es sich gehört.
Und wie der Hannes noch einmal die Senje wegt, ist der Melzheimer schon weit fort, und der Hannes ruft die Nachbarin an, die Wajschin. „Fleißig, fleißig!“ ruft er. Und sie: „Do, jo!“
Und der Hannes zeigt mit dem Daumen hinter sich das Tal hinauf: „Der gehört auf sein Stroh! Und was hat der uns's Gras zu verwaten! Und für wen isst der? Wofür für seine Menicher, mit dem wo er kareziere tut.“
„Do, jo!“ sagt die Wajschin, und mehr sagt sie nicht. Und auch der Hannes sagt nicht mehr, nimmt beim Zwöfelaufen die Senje auf den Budei, geht heim und hat alles schon vergessen.



Spiel im Zoo — Lustige Aufnahme im Gehege der Junglöwen

Weltbild (M.)

Na ja, sie sitzen unter der Lampe, zusammen. Und der Bürgermeister liest den Brief, und der Hannes liest ihn. Und sie schimpfen beide über die Wajschin, alles Wüste lagen sie von ihr. Und der Bürgermeister nimmt einen weißen Vogen aus dem Kästchen und schreibt Tag und Datum und schreibt weiter: „...bezeichnet hiermit, dieselben richtig empfangen und einem guten Zweck zugeführt zu haben. Das Bürgermeisteramt.“ Punktum und Stempel. Und der Hannes holt sechs blanke Fünfer aus der Hufe und schickt sie dem Bürgermeister hin. Der langt sie herbei, einen nach dem andern, und baut sie auf ein Häufchen. Follet dann den Brief, redet es in den Umschlag, fährt zweimal

Mit Fahrrad und Zelt zum Bodensee

Tagesnotizen einer Neusser Maler- und Poetenreise / Von Dr. Karl Schorn / Nummer 1

Am 6. August. Mit leisem Surren trübten unsere wohlgeschmiedeten Räder über die Neusser Rheinbrücke. Einen Blick noch werfen wir hinter uns nach Sankt Luitwin, der grün funkelnd in der frühen Nachmittagssonne steht. Und während die Reine in gleichförmigem Rhythmus in die Pedale treten, tragen wir heimliche Dornengedanken im Herzen. Im Schatten von Sankt Luitwin geboren und groß geworden, ziehen wir jetzt hinaus, die großen und kleinen Bruderberge zwischen Rhein und Donau, Main, Tauber und Bodensee zu schauen. Nicht alle, aber viele. Und nicht die Dörfer allein. Auch das Land und die Städte und die Menschen darin, die sie als ihr höchstes, dem Himmel Nächstes aufzuwachen lieben.

Bei Ventrath am hohen Stromufer erste Zigarettenpause. Kein Zupfehen von Neus ist hier mehr zu sehen. „Zieh send mer fott. Zieh kann ons ferne mich weert hole“, stellt Ernst beruhigt fest. Von Schleibach aus sehen wir dann in 15 000 Meter Weite den Kölner Dom als sagenhaften bläulichen Schatten im Horizont ragen. Und drei Stunden nach dem Start rollen wir schon durch die idyllische Wald-, Wiesen- und Hügellandschaft des südböhmischen Landes auf Altenberg zu. Der erste der Dörfer. Leicht und elegant in seinem Grau; mit zierlich gegliedertem Chor. Im Innern Epizyklus auf Rundbögen ruhend. Die Flankenscheitel des Hauptchors ein Wunder an Ebenmaß, wie gebrechelt aus Eisenblech. Und alte Fenster in verschönten Farben: Beige, bläulich, grau, goldbraun, mit kausen Arabesken. So nimmt der erste Tag ein erhebendes Ende; ist ein gutes Beginnen.

Nicht weit ab vom Dom zogen wir zum ersten Mal in bichtem Taunusforst. Ein Waldbach plätscht und plätscht die ganze Nacht.

Am 7. August. Fließendes Wasser für die Morgenwäsche haben wir also gleich vor der Haustür. Das macht frisch. Dann wird am Straßenrand der Kaffee gekocht. Jetzt sind wir hell wach. Ueber Bergisch-Gladbach und das schloßbürtige Bensberg rollen wir Siegburg entgegen mit der alten Abtei auf dem Berge. Dann die in ihrem Riesbett eifertig jagende Sieb hinaus.

Bei einer Quelle am Straßenrand wird zum ersten Mal abgelöst: Erbsenurft mit Speck. Auch der Zweitagsart wird abgenommen. Das macht den Mädchen, die uns mit biden Schaumbäcken am Gausseerand hoden sehen, viel Spaß.

Die Quelle gibt ein wunderbar schmauchtes Wasser. Das hat sich ansehnend rundgeschoben. Denn nicht die Wanderer allein machen hier Rast. Radfahrer, Fuhrleute, Lastwagen- und Autofahrer, alles dreht ab, um einen kühlen Trunk zu tun. Selbst ein Dampfmaschinenführer hüpft sein umgetünches Führerwerk, um zu trinken und Gesicht und Hände zu kühlen. Am Nachmittag ein erquickendes Bad zwischen silberglänzenden Felsbänken. Die rote Wadepole flatternd an der Ventillänge, so geht es in den Abend hinein. Zwischen Weiden am Fluß erhebt das Zelt. Aber nach dem Abendimbiss kommt der große Nachdurst vom heißen Tage. Ich mache mich mit den Felsflaschen auf die Wertsuche. Jeht Minuten weit, da hatten wir das letzte Wirtshaus gesichtet. Aber als ich im Finsternen unterwegs bin, da werden drei Viertelstunden daraus. Und nach anderthalb Stunden bin ich zurück. Aber Ernst ist geduldig. Wir sitzen vor dem Zelt auf der Veranda, trinken Bier, rauchen Zigaretten, schauen über den mond hellen Fluß und sind freudig glücklich.

Wir liegen schon eingetrollt drinnen in den Decken. Da geht draußen im Fluß ein mächtiges Plätschen los. Licht von kleinen Scheinwerfern spielt über die Fluten. Wir denken an nächtliche Badler. Bis wir zwei Raubfische erkennen, die drüben das leichte Ufer entlangwaten und vom Scheinwerferstrahl geblendete Fische greifen.

Am 8. August. Reichlicher Tau ist gefallen in der Nacht. Im Morgen grauen dampft der Fluß wie lockendes Wasser. Es hat uns gründlich durchfeuchtet. Aber bald prasselt ein mächtiges Lagerfeuer. Polster werden getrocknet und ab nach Herzen.

Ein allmächtiger Anstieg in den Westerwald hinauf. Stunden und aber Stunden, einen ganzen Vormittag lang, drüben wir schauend unsere schwer befrachten Karren. Und glauben immer schon oben auf zu sein. Doch der Weg weist das besser. Jedesmal weiß er hinter dem Berge noch ein Berglein und hinter dem Berglein wieder einen Berg zu entdecken, den man noch hinaufklettern kann. Bis ihm doch endlich die Kräfte ausgeht. Höher geht's nimmer, wir sind oben auf. Und der Weg muß uns ebene Bahn und große Abfahrt gönnen.

Bei heiterem Sonnenschein prasselt ein harter Platzregen nieder.

Unsere Flucht landet in der Bauernschänke. Mit Schnäpfen und heißer Milch heizen wir tüchtig ein, in dessen die flackenden Fackeln über Stuhlreihen trocknen. Riesige Bergwogen wandern rechts und links von uns jenseits der Talgefälle. Vor Siegburg unter dem breiten Dach einer alten Vinde bauen wir das Zelt. Sagen unter verglimmendem Tageschein im Stoppelader und sehen eine Feldhühnerfamilie, zwei Alte mit 19 Jungen, durch Krant und Rüben klettern.

Am 9. August. Schwere Steigungen bis Herborn. Und rasende Abfahrten. Neue Brennstoffe müssen her. Urplötzlich Gewitter. Ein Augenblick zerschallt über unserem Baum wie ein Schrapnell, so daß wir zusammenfahren wie junge Krieger. Durch blutigen Frühabend gen Wehlau. Der Regen macht Gassenquartier nötig. Die Stadt ein Abzugsoberkammer, mit Treppen und Stiegen, Gassenfluchten, schiefen Säulen, windeligen Wäntzen; vergessenes Mittelalter. Der Dom ein Kuriosum, halbe Ruine, von deren beiden Türmen nur einer erneuert steht. Turmerdgeschloß wie ausgebrannt. Das künstlerische Steinwerk ist auf der Weimarer Begriffen in den Urschlag des Felsens, aus dem es gekommen.

Am 10. August. Wieder geht's hoch in die frühbelebten Berge hinauf. Wir turven im Halbkreis um das zodiage Bergschloß Braunfels. Steigen und steigen in praller Vormittagsonne. Jagen jetzt steilen Abstieg ins Lahntal hinab. Festlich empfängt uns drunten ein feinerer Triumphbogen. Weiburg. Auf hochbordiger Lahntalinsel bollwerk das massige Schloß wie eine Felsung.

Zwischen Westerwald und Taunus

Und wieder Aufstieg in die Bergwälder. Ungeheure Weite tun sich auf. Hoch rollen wir zwischen Westerwald und Taunus dahin. Wir erleben Landschaft als Ganzes, Gebirge als Bauwerke; Riesen, hingelagert am Horizont gleich lebendigen Leibern. Oft und oft müssen wir von den Nädern. So gewaltig schön ist es hier.

Ein Tüppelbruder, gradewegs aus Brauweiler kommend, gefüllt sich zu uns und kocht uns was vor. Man hat ihm beim Abgang sein Geld, eine ganze Jahreslohnung einbehalten und auf die hohe Kante gelegt. Jetzt tippelt er wieder los, Richtung Himmelblau. Gern knobelt er sich eine von unserem Schwarzen Krausen.

Weilenlange Abfahrt vom Westerwald gen Limburg hinab. Fern ragt schon der dolomitene Dom. Die Brücke über den Fluß, ein Stadtturm zum Schloß des heiligen Grafen. Und die Stadt Fundament und Treppe zu dieser herrschaftlichen Himmelsburg der sieben Türme. „Stein ist Wort geworden!“ Das Element der Stätte, der Schwere, der Stummheit, fells ist lebendiges Gebirge, himmelführender Flug, Hymnus und Gebet geworden. O koloses frommes Vaterland! Gut steht der Stadt mit trummen Steigen, Steinhöhlenhäusern, tragenden Giebeln, geschmiedeten Ecken, der lunterbunte Kleinleutenschmuck der 600-Jahrfeier zu Gesicht.

Und wieder Aufstieg zwischen dunkelnden Forsten. Hier

zwischen Westerwald und Lahn gilt die Regel: Kleine Entlung, kleine Steigung; große Entlung — große Steigung, große Entlung; Stadt aber bedeutet einen wahren Abstieg zu Tal und diesen Steigung in die Berge. So tief liegen sie alle gebettet. Und wir sprechen nur noch von unserer „Nadlschiebetour“ durch den Westerwald.

Die Welt vom Zelt aus gesehen

Abwärts am Waldrand hoch über die Welt steht unser Zelt. Das Laubbett ist geschichtet. Wir haben unseren kalten Rohfahato getrunken. Köstlich! Dazu Westerwälder Bauernbrot mit Speck und Tomaten. Jetzt hoden wir auf der Veranda und rauchen die Gutenacht-Zigarette. Weiter aufwärts tritt ein Reh aus dem Walde. Behutjam, behutjam, immer wieder Kopf hoch, tut es sich am Klee glücklich.

Durch das Dreieck des Zeltengangs (wie immer, wo möglich, nach Osten gerichtet) gliedern die Lichtergruppen von Dörfern an unsichtbaren Berghängen. Hoch darüber taucht jetzt ein Fünkeln aus der Nacht, ein Wandelstern, fliegt schräg empor wie durch den Himmel. Noch ein solcher Stern jetzt und rechts hinüber ein Doppelstern. Scheinwerfer der Autos sind das auf fernem Bergstraßen. Einer glimmt jetzt unglaublich hoch, auf dem Bahscheitel muß das sein, schwebt wie ein Meteor im Zeitlupentempo zu Tal. Noch hoch darüber hinaus aber zwinkert die ganze Nacht hindurch das Winkeln eines Scheinwerfers, der den fliegern Signale zuwirft. Nach Süd-Osten im Lunge-wissen dämmern die Wogen des Taunus.

In der Nacht hören wir im Dickicht hinter uns die Rehe trüppeln. Räuschen klagen über wechschwarzen Waldstriden. Bläulich silbert der Mond vor uns über die Felder. Ein spätes Auto schickt einen reißenden Lichtstrom durch die Baumdünstee, tastet flüchtig mit weißen Fingern über uns in den Bäumen. Wir liegen tief im Dunkeln geborgen.

Am 11. August. Märchenhafte Stille in der Nacht. Gegen Vier beginnt im Osten der Himmel sich zu lüften. Grau und Nio. Nach fünf rollt die Sonne über den Westerwald. Dunkelroter Kern mit hellrotem Glutring. Als ich den Kopf zum Zeltisch hinausstreckte, flüchtet ein Reh mit anmutigen Galoppjungen aus dem Felde waldeinwärts. Wald prasselt das Feuer. Einen tüchtigen Kaffee und wir radeln los.

Nach mächtigen Steigen jähle Serpentinabfahrt ins dunkle Lahnthal, das wir jetzt bis zum Rhein hin nicht mehr verlassen. Duvgrün dämmert der glatte Fluß. Zwischen Aa und Ems ein Schwimmbad. Fast unmerklich treibt der Fluß. Kaltes Wasser wallt wie Quellen aus der Tiefe. Zwischen goldsprühenden Sonnenblissen und grünen Wäldern schimmeln wir einher. Wir sind dabei, uns auf der Grund-lage oft heftigster Strapazen ein volles, rundes, herrliches Stück Welt zu erobern.

Wir begegnen den ersten Straußwirtschaften. Durch Rab Ems, mit mondbänen Hotelkassernen, flüchten wir hindurch. Für uns ist nichts zu holen hier. Am späten Nachmittag in die offene Weite des Rheintals. Hinter Traubach setzen wir dicht am Strom. Sein Wasser ist fast kristallen hier und herzhast kühl. Eine gute Quelle haben wir dicht im Rücken.

Lange noch sitzen wir vor der Haustür. In gelbem Glanz schwimmen Ausflugsdampfer vorüber. Wahre Paläste. Rot und grün blinken Signallaternen. Scheinwerfer mühen sich an den Berggründen ab, die wie geduckte Urwelttiere im Umkreis lagern. Gesang, Gelächter, Musik durch die Nacht. Rüge ballern, gleiten am Ufer wie schillernde Schlangen. Autos in langen Lampionketten, turmhöhe Reflektoren durch den Wasserpiegel tragend, jucken das andere Ufer hinab.

Am 12. August. Mit dem Frühmorgen reiten die Vorboten der Sonne, silberblinende Wölkchen, über die Dörfer vom Westerwald her. Erste Dampfer tauchen aus schwimmendem Blau. Möven schreien, Fische klackeln. Der Schlaf war erschöpfend, und erfrischend das blanke Stromwasser. Schon duftet der Kaffee.

Glatte Fahrt führt uns durch die fröhliche alte Sagenstraße der Burgruinen und Weindörfer. Wir sind frisch und unermüdet trotz harter Sonne. Unser Anblick gleicht allmählich dem von Rubierfürsten.

Zwischen Taub und Lorch

Gegen Mittag zwischen Taub und Lorch es Bad im Strom. Schon am Ufer im Seichten treibt er mächtig. Wir treiben es fast nicht satt, immer wieder in die kühle, klare, ungestörte Wohltat hinabzutauschen.

Wir haben die Tiefenlunge in uns entdeckt, ein Bergwerk, einen Keller in der Brust. Lunge für die großen Winde, Wind der Gesundheit, Wind der Drump, Wind der durtigen Unersättlichkeit. Wir trinken die Luft wie Quellwasser. Die leichte träge Lunge für Stuben und Städte, Spaziergängerlunge, die nur nippen kann, ist überschwemmt von härmischen Natarakten. Deht haben wir die Schöpfgefäße der mächtigen bewegten Lufträume, die zwischen Tälern und Berggipfeln hängen. Lunge, ein ewig trunfener übermätiger Recher, der sich vollpumpt mit Leichte und Schweben, der dich noch das Fliegen lehrt. Wir fühlen uns tief und jatt wie trinkende Abgründe.

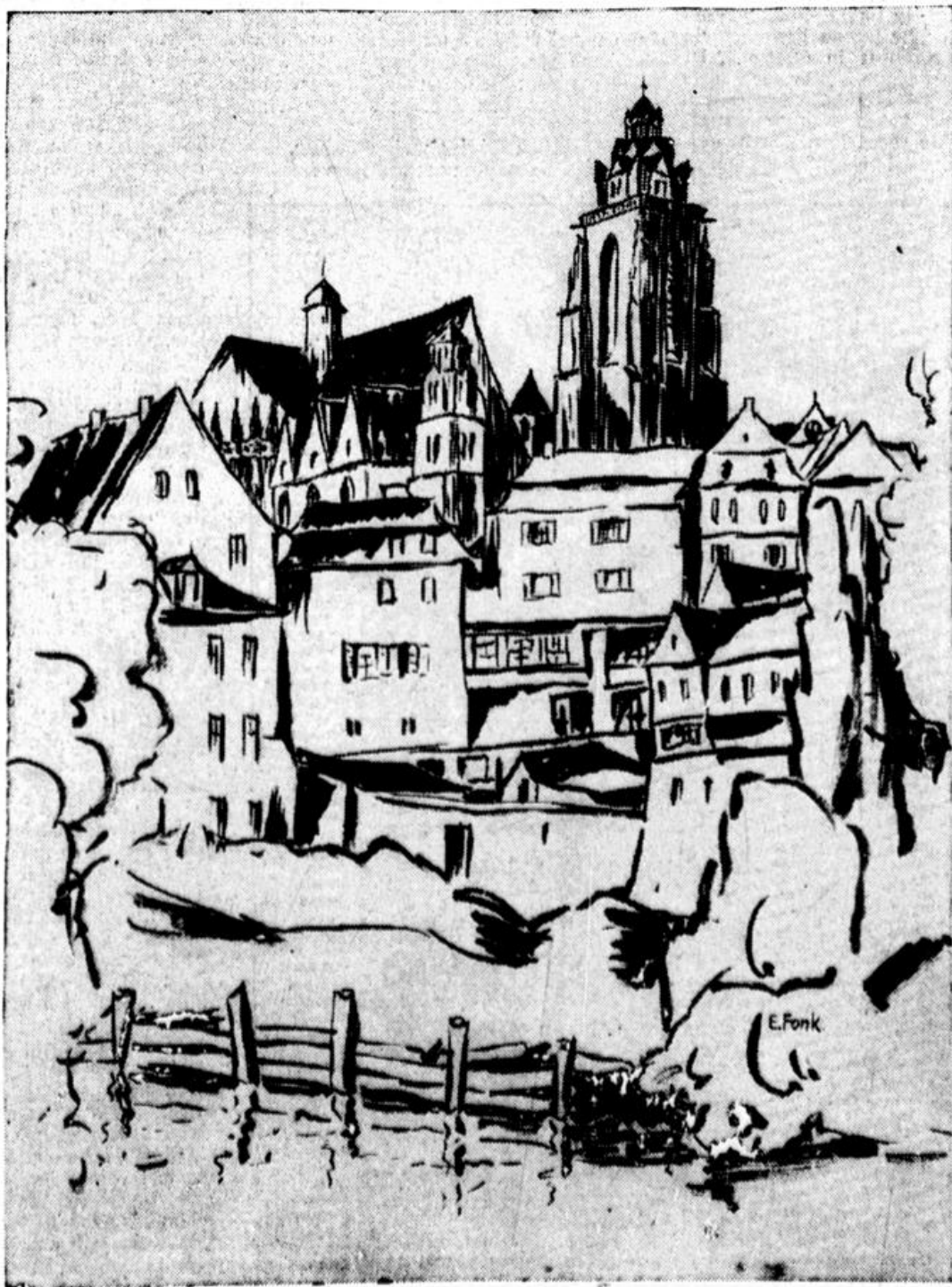
Ernt hat beim Baden die Brille hintergelassen. Dagt zurück, aber kommt ohne Brille wieder. Zum Trost trinken wir ein, zwei, drei Humpchen goldgelben Riesling. Aber schlapp macht das in dieser Sonne. Wir werden es nie wieder tun.

Deht in Vingen bei Freunden im Nachtquartier.

Am 13. August. Ein Gewitterdrama in Schwarz-Gelb-Blau entrollt sich über dem Taunus wie ein Bild von Dore.

Den Mainzer Dom möcht ich gern im Schnee sehen; wie er in das Altrot weiß die Profile hineinzeichnet. Am Markt vor dem Dom auf feinerer Treppe mit Andacht gekniet. Hin und wieder regnet es leicht. Wir zielen auf das blaue Loch im Horizont. Aber hinter Groß-Gerau heden wir endgültig im Regenbad. Noch ein Ausreißversuch in Hölletempo — aber naß bis auf die Haut müssen wir es in Oberäbelsheim (der Name sagt alles) aufsteden. Wir legen uns trocken und sitzen im Gasthof mit den Dörfern den Abend lang zusammen bei aromatisch duftendem, rötlichem Wacholder und Geiprittem. Illig war das Quartier. Aber warum, das hat am Abend nur der Dikt gemerkt. Am Morgen wissen wir's auch. Es gab kleine Tierchen dort.

(Fortsetzung folgt.)



Bilder von unterwegs: Malerisches Neuss

Fest der tiefen Dankbarkeit

Kein Fest kann deutlicher die Verbundenheit des Bauern mit der Scholle verkörpern als das Erntedankfest. So leuchtend wie der Herbst seine Farben verstreut, so wie alles fruchtbar dem Spätsommer entgegengegangen ist, so ist auch dieses Fest erfüllt vom Überfließen der Freude und von tiefer Dankbarkeit für das, was ein gütiger Gott zur Reife gebracht hat.

Gerade aus dem Erntedankfest spricht die tiefe Frömmigkeit des Bauern. Ihm ist es nicht selbstverständlich, daß er trotz Mühe und Arbeit ernten darf; ihm ist es immer wieder ein Wunder, eine Gnade, für die er danken muß, wenn er das, wofür er sich bemüht und um das er täglich gebetet und gebetet hat, auch wirklich ernten darf. Und das ist es, was das Leben des Bauern so erfüllt, was ihm seinen Beruf zum Mystikum des ewigen Werdens erscheinen läßt.

Nie weiß und fühlt der Bauer tiefer, daß er nur ein winziges Nichts dem großen Unfassbaren gegenüber ist, als wenn er seine Scheuer gefüllt und seine Ernte geborgen hat. Denn nun erst weiß er, daß ihm wirklich gegeben wurde, weil sein Vetter mehr drohend über seine Ernte zusammenzuschlagen kann. So wird wirklich tiefer Dank in ihm. Mit gläubigem Sinn gibt er von seinem Überfluß. Nicht schwer ist es jetzt, die Menschen, deren harte Hände jetzt still und gelastet liegen, zu Gott zu führen, denn jeder von ihnen hat Gott selbst gefühlt im Erntesegen und Erntedanken.

So ist dieses Fest ein Fest der tiefen Dankbarkeit zu Gott. Und diese Dankbarkeit wird Freude, kindlich heitere Freude,

wenn die Dorfjugend über den Acker ruft. Bunte Farben des Sommers tauchen noch einmal auf. In luftigen Flatterbändern grünen sie von allen Seiten, Rechen und Erntewagen. Selbst die breiten biden Pferde, denen man noch die Anstrengung einer Erntearbeit ansieht, sind mit Blumen und Bändern geschmückt. Die Arme, die sonst schwer und hart in das Korn getrieben haben, tragen jetzt Blumen und tragen die Erntekrone. Aus jeder Kornart, die die Scholle gegeben hat, wurde die Krone gewunden. Leuchtend wie das heiße Glühen einer Sommerfrucht ist die Krone der Ausdruck des Dankes, Symbol des Herrschenden. Kommt der Bauer ein sinnfälligeres Bild für diesen Tag als die Erntekrone finden?

Ich kannte einen alten Bauer, dessen Gesicht zerfurcht von Wind und Sonne war, seine Augen waren wie glänzende blaue Wasserstein, und sein zahnter Mund konnte kaum noch die Worte halten. Die Sonne war sein Freund, und wenn er sie hatte, dann war stiller Frieden in ihm. Der sagte mir einmal aus seiner Stille heraus, als ein hochbeladener Erntewagen an uns vorbeifuhr: „Ich möchte an einem Erntedankfest sterben.“ Damals habe ich viel daran denken. Und weiß jetzt, was es für ihn bedeutet hätte. Er hätte in Überfließen vergehen; denn Erntedankfest ist Überfließen, ist Selbstherrlichkeit, aber auch Demut.

Erntedankfest kann nur der feiern, der vom Wunder des Lebens weiß, der die Scholle gefühlt hat und der sich selbst der Scholle immer wieder beugen muß.

Gildegard Radefeld.

Schon fester geordnet, sogar für einen „Hammelritt“ ist gefordert. Das heißt, es wurde auf dem Acker ein Hammel geschlachtet und gebraten, um dessen Fell die Burschen ein Wettreiten oder auch einen Wettlauf veranstaltet hatten. Diese Raumgestaltung der bäuerlichen Festwiese ist die Grundform des alten Acker. Der Bauer liebte den baumbeschatteten Platz. Auch hierfür ist die örtliche Bezeichnung „Bumert“ oder „Bumert“, die nichts anderes bedeutet als „Baumgarten“, ein beweisstkräftiger Beleg. Die vielgestaltige Namensgebung für den Acker deutet auch auf seine zweite Bestimmung als Tanzplatz hin. Noch heute spricht man im Elbsfeld vom „Spill-hop“, von dem Platz, auf dem man zum Tanze aufspielte. Auf dem Acker war es ein gar lustig tanzen. Da tanzte man den „Siebensprung“ und den „Rietbusch“ und unzählige andere alte Volkstänze.

Die Gutsherrin eröffnete den Erntetanz mit dem Großknacht, so wie sich der Gutsherr die dralle Großmutter zum Tanze einladete. Der festliche Klang des Ackergeräts ging verloren. Tanz und Spiel verschwanden von dem schattigen Wiesenplan. Fast weiß man nichts mehr von den schönen Gang- und Ballspielen, die an den Acker als Spielwiese gebunden waren.

Die Gegenwart mit ihrem erfolgreichen Ringen um die Erneuerung unserer bäuerlichen Festkultur sucht wiederum für die festlichen Stundgebungen der Volksgemeinschaft den freien Platz; man versammelt sich in größeren Gemeinden auf dem Markt, auf dem Schützenplatz oder auf Sportplätzen. Aber diese Stätten können den alten Acker, die Festwiese des Bauern, nicht ersetzen, wie wir sie uns in der Vergangenheit auch in kleinen Dörfern vorstellen müssen.

3. B.

Dankesgärtchen in alter Zeit

Mitgeteilt von W. Hahn.

Wir sind gewohnt, die Städte als die ursprünglichen Zentren der handwerklichen Tätigkeit anzusehen. So vermögen wir kaum zu glauben, daß der Ackerbau im Mittelalter in früheren Jahrhunderten auch die Bewohner des platten Landes beherrschte und dort ähnliche Einrichtungen wie die städtischen Zünfte und Gilden ins Leben rief.

Die Dreischer, die als Lohnarbeiter von Bauernhöfen zu Bauernhöfen zogen, um die Körner der Ernte vom Stroh zu trennen, — sie hatten sich ganz nach Art der Handwerker organisiert. Einige Auszüge aus den Bestimmungen einer solchen „Dreischerzunft“ mögen heute noch Anteilnahme finden:

Die Glieder der Zunft sind Oberälteste, Vizepräsidenten und Lehrlinge. Letztere müssen mindestens achtzehn Jahre zählen und sein kräftig sein, den Flegel regieren zu können. Die Lehrszeit dauert zwei Jahre, denn erstens soll der Lehrling die Mühe des Meisters durch fleißige Arbeit entgelten; zweitens hat er das Dreischen und die Satzungen der Zunft ordentlich zu lernen, was nicht so leicht ist. Eine ganze Reihe von Regeln gilt es zu beachten: Man darf nicht über zwölf Garben anlegen, dann nicht darüber hinweghauen oder gar nach einmaligem Herumdrehen das Stroh abschleichen und ausbinden; ferner soll man nicht ohne Takt und Mäßigkeit eine Windmühle klappen und klappen und unbedachtlos über Garben und Stroh dahinschweifen. Der Dreischer hat die faulen Knochen vom Leibe zu halten und, wenn drei drehen, den Takt zu beobachten nach der Melodie:

„Im Winter, mein Gänther, so dreist man das Korn.“

Wenn's kalt ist, nicht alt bist, und tapfer gefrohren.“

Hat der Ackerbau dann gezeigt, daß er tüchtig lernte, hat er seinen Lehrern das Werkzeuge immer gehoramt nachgetragen, sich gegen die Oberältesten und Vizepräsidenten immer beiseite aufgeführt, dann wird er losgelassen. Bei dieser „Aufsicht“ darf er jedoch nicht mit überflüssigen Kosten beschwert werden, sondern sein Lehrling soll sich mit „Erlaubnis“ nicht mehr als 1 paar Schaafschaf, frische Semmeln nebst 2 Stücken Bier begnügen lassen.“ Beim Empfang des Lehrbriefes muß der neue Geselle jedem gegenwärtigen Zunftgenossen zur Recreation 1 Maß Bier, einen halben Hering, 1 Quarkkäse und einen halben Fiedling reichen, einen halben Baken in die Kasse legen, dem Vizepräsidenten aber 4 Pfennige Schreibgebühr entrichten.

Die erste Klippe wäre also überbunden: Dem jungen Ackerbauern steht die Welt offen, allerdings mit gewissen Beschränkungen. Es heißt, niemand darf ohne vorhergehende Meldung bei „ehrbarer Zunft“ an einem Orte Kondition nehmen, es sei denn, daß alle Ackerbauern mit Zustimmung der Zunft darüber verhandelt werden, bei Strafe der Konstitution des Dreischlegels und anderer Werkzeuge. Ist aber Arbeit zur Genüge vorhanden, hat der Ackerbau seinen Lehrbrief mit beglaubigtem Attestat über Wohlverhalten vom Vizepräsidenten vorgezeigt, so kann er nach Erlegung von einem Stücken Bier und ein paar Käse für seine Kameraden die Arbeit beginnen. Vorausgesetzt, daß sein Handwerk eifrig und den Anforderungen entspricht. Dieses muß nämlich „nach der neuesten Façon und dem zeitigsten Fuß tüchtig befunden werden.“ Denn „Faulheit und Böhnen schleichen sich ein mit Knöpfen, kaum ein halbes Pfund schwer, und Handhaben, driviertel Ellen lang, wovon doch ein Erbsenbinder Dreischer einen Elb hat.“ Ein rechtlicher Dreischer hat wenigstens drei Pfund und die Handhabe mißt 3 1/2 Ellen, so daß man einen mittelmäßigen Trippeltakt damit führen mag. Weissen Flegel minder wert ist, bündet mit vier Pfund Schmierkäse und einem Großbrot.

Aber nicht bloß Länge und Gewicht sind vorzuschreiben, sondern auch auf Güte des Stoffs wird streng gehalten. Die Handhabe soll von Hain, Holunder oder Buchenholz sein, glatt ausgeglatzt sein, auch der Flegel ordentlich daran befestigt werden, damit die Nebenstehenden nicht täglich Gefahr laufen, daß ihnen derselbe an den Kopf fahre.

Zu Fleiß und Ordnung in ihrer Tätigkeit werden die Arbeiter ebenfalls angehalten, und auch auf äußeren Anstand und gute Sitte wird streng geachtet. Jeder rechtliche Dreischer geht jeden Sonnabend ins Bad und läßt sich den Bart abnehmen, damit kein Spreu darin kleben möge. Wer sich aber „grob und redend“ gegen den Oberältesten auflehrt und mit ungebührlichem Worts, ohne Falsch, eine Tabakspfeife im Munde oder ein Glas Brot mit Schmier- oder anderem Käse in Händen habend und davon essend zu erscheinen sich erlaubt, soll mit zwei Maß Hain, ein Maß Buchen, im Wiederholungsfall gar mit „einem Maß Handbitten“ gestraft werden.

Der Arbeitslohn besteht meist in Naturalien. Des Herrn Frucht wird im Meßgefäß gemessen, wie man Salz zu streichen pflegt. Der Dreischer Lohn aber gebührt. Bei jedem Aufbruch bekommt die Person ein Maß Bier, einen Käse und Brot. Wenn Gerste in die Kugel zum Mähen getragen wird, haben sie für jeden Einschnitt zwei Maß Bier und vier Speisebrote zu genießen. Zu Weihnachten erhalten sie auch einen Eimer Bier nebst einem Gericht Kraut und Fleisch.

So war jene christliche Zunft der Dreischer beschaffen. Ihre Satzungen zeigen uns, wie die Mitglieder selbst für Ordnung und einwandfreie Arbeit in ihren Reihen sorgten.

Der Acker, die Festwiese des Bauern Eine kulturhistorische Betrachtung

In allen deutschen Ländern säumen die Gloden den Erntedankfest ein. Erntedank und Erntefest sind für den Landmann die festlichsten Stunden des Jahres. Der Segen einer harten Jahresarbeit ist geborgen, und vor allem die Jugend drängt es, nun einmal richtig fröhlich zu sein. Viele tausend deutsche Dörfer haben zur Feier des Erntedankfestes gerufen. Glückselig das Dorf, das noch seinen Acker besitzt, die Jahrhunderte alte Festwiese des deutschen Bauern, denn allein auf dem Acker kann man ein richtiges Erntefest feiern, wie es dem uralten Brauch entspricht. Im Kampf um die Erneuerung der Festkultur des Bauernlandes hat der Dorfanger eine größere Bedeutung als wir im allgemeinen immer annehmen, und es lohnt sich schon, einmal von der Geschichte des Acker zu sprechen.

Dieser Festplatz besitzt ein hohes Alter. Das Wort „Acker“ geht auf das althochdeutsche „angar“ zurück, dessen Bedeutung uns nicht mehr in seinem eigentlichen Sinne bekannt ist. Die Verwandtschaft mit dem schwedischen „ang“, das Wiese bedeutet, steht fest. Gar vielerlei Namen gibt es in den deutschen Gauen für das Wort „Acker“. Die Niederachsen nennen ihren Festplatz „Brint“, was soviel heißt wie ein am Rande des Dorfes gelegener, grasbewachsener, unbebauter Platz. Im Schlesischen wieder spricht man von der Aue, im Fränkischen und in der Oberpfalz von dem „Plan“.

Dieser Acker oder Plan war bereits in den ersten Zeiten geschlossener Dorfsiedlungen der Versammlungsort für die Beratungen der Gemeinde, war Gerichtsstätte und auch Festwiese, die bei allen festlichen Anlässen während der schönen Jahreszeit die „Auerbühne“ der ländlichen Festspiele gewesen ist. Schon Reibart von Rauenhain, jener höfische Minnesänger, der sich gar gern unter die bäuerlichen Tänzer und Tänzerinnen mischte, singt: „Auf dem Acker bebet sich die Tenze.“

Nur wenige deutsche Dörfer kennen noch den Acker in seiner Schönheit, wie ihn unsere Vorfahren besaßen haben. Die meisten Dorfauen wurden im 19. Jahrhundert bei der Verpflanzung, d. h. bei der Verteilung der Gemeindegüter auf die einzelnen Dorfbewohner, einfach mit aufgeteilt. Der Acker wurde Ackerland, und die bäuerliche Jugend vertrieb man von ihren fröhlichen Tänzen und Spielen auf dem Acker in die Schenken. Man braucht nur einmal in alten Berichten zu blättern, immer lehren da Lüge wieder wie: „Die Alten hielten ihre Feste und Versammlungen auf dem sogenannten Pfingstanger ab. Durch die Verpflanzung ist der Platz vollständig verschwunden.“

Was dieser Verlust bedeutet, möge ein Bild uns lehren, das uns den Acker zeigt wie er einstmalig sich den Blicken bot: Nicht weit von der Kirche erblickt man gewaltige alte Linden, die einen Platz von fast zwei Morgen Größe umsäumen. Den Plan umschließt eine ganz niedrige Mauer, die zugleich als bequeme Sitzgelegenheit

für die Dorfjugend dient. In der Mitte des Platzes breiten wieder alte Linden ihr grünes Blätterdach über einen steinernen Tisch. Dort haben die Musikanten mit ihren Instrumenten Platz genommen. Es ist herrlich anzuschauen, wie sich die Burschen und Mädchen in ihrem Sonntagsstaat auf dem grünen Wiesenplan bewegen, ein fröhliches Durcheinander in Gottes freier Luft. Hier hat der bunte Trachtzug durch das Dorf sein Ziel erreicht. Der Erntekranz, auf einer hohen Stange vorangetragen, steht in der Mitte hoch aufgerichtet. Die „Platzburschen“ haben alles



Der Erntekranz

Foto: Scherl (M)

Erntedank
der Guts-
Tänze ein-
des An-
Spiel ver-
Biesenplan.
von den
die an den
waren.
erfolgreichen
fester Bauer-
um für die
olksgemein-
sammelt sich
dem Markt,
auf Sport-
bühnen den
Bauern,
in der Ver-
Dorfe vor-
J. B.

il

at, daß er
Lehtherrn
lich nach-
sehen und
aufgeführt,
bei dieser
nicht mit
n, sondern
Stüben
untenkunft
schaafste,
den Bier
fang des
jeden
ur Rec-
Häring,
Büdingen
die Lade
Fennige

stundent.
die Welt
Beschrän-
et ohne
erbar
nehmen,
nen mit
il Strafe
is und
beit zur
umumung
Mittelato
vor
einem
ur seine
Vor-

z e u g
es muß
dem
werden.
gleichen
halbes
viertel
benber
anfeiner
Pfund
so daß
damit
er wert
und

ewicht
Güte
Die
oder
i sein,
schlicht
nicht
trielbe

stieft
alten,
gute
redt-
abend
men,
Wer
den
ebal-
bats-
mit
nden
inen
afel-
mit
den,
atu-
sch-
chen
uft.
sion
enn
gen
den,
ten
aut

her
nd
en,



Weltbild (M)

Erntedank

Von Heinz W a g e n i s

Der Wind, der den ganzen Tag lang in wilden Stößen über das Land gegangen ist, wird nun müder und müder. Ueber den niedrigen Dächern des Dorfes schweben dünne, blaugraue Rauchfäden. Ganz erschöpft kommt der Bauer vom Feld zurück. Die Frau, die am Herd steht und Kartoffeln in die brodelnde Kesselpfanne stampft, hört, wie er die Sense klirrend in die Ecke stellt. Mit einem schnellen Schreck fährt sie zusammen, und nun ist ihr müder Rücken noch ein wenig mehr gekrümmt. Sie bringt die dampfende Suppe auf den Tisch, rückt noch einmal Teller und Stühle zurecht, holt auch das Glas für den Kornschnaps aus dem Schrank und wartet dann. Der Bauer steht mit dem Gesicht zur Wand und neigt an dem Stroh, mit dem die Sense umflochten ist. Endlich setzt er sich schweigend an seinen Platz. In seinem braunen, zerfetzten Gesicht sieht die Frau tiefe Furchen. Die waren lange verschwunden, denkt sie. Nun sind sie doch wiedergekommen.

Inzwischen ist der Bauer fertig geworden mit dem Essen. Er hat es mühsam erledigt, wie eine undankbare Arbeit. Jetzt greift er zum Schnaps, um ein Glas davon mit einem Nuckel hinunterzuschlucken. „Wie schaffst du es nicht“, sagt er und sieht zum ersten Mal heute der Frau ins Gesicht. „Und wenn ich vier Arme hätte, wie könnte es nicht schaffern. Der Regen würde schneller sein.“ In diesem Augenblick klopft es an der Tür. Als die Frau öffnet, steht draußen ein bärtiger Mann und bittet um ein Nachtmahl und ein Strohlager. Die Frau blinzelt zögernd zum Bauern hinüber. Der aber dreht ihr den Rücken zu und stopft sich die Pfeife. Unterbecken ist der Alte bereits eingetreten. Er trägt eine blaue Sense über der Schulter, die er nun zu der anderen an die Wand lehnt. Bei dem Geräusch wendet sich der Bauer um und betrachtet den Alten erstaunt. „Nanu, wer seid Ihr denn?“ verwundert er sich. „Kommt daher wie ein Landstreicher und klopft um ein Nachtlager an. Dabei trägt Ihr Rod und Hemd wie ein Bauer und gar noch eine Sense dazu!“ Statt aller Antwort sieht der Alte den Bauern fest und freundlich mit großen, leuchtenden Augen an, so daß dieser einen Augenblick lang glaubt, der ganze Raum würde heller vom Glanz dieser Augen. „Ihr werdet einen alten Mann nicht im Korn schlafen lassen, auch wenn Ihr nicht wißt, wer er ist“, sagt der Fremde. Der Bauer winkt ihm mit der Hand ab: „Schon gut. Ist ja nicht der Rede wert! Dann setzt er sich ihm gegenüber an den Tisch.“

Der weißhaarige Fremde schlürft mit Behagen den Rest der heißen Kesselpfanne. Als er sich nach dem letzten Pössel mit einem kurzen Dank im Stuhl zurücklehnt, holt der Bauer zwei Gläser und fordert ihn auf, einen Kornschnaps mit ihm zu trinken. Wieder leuchten die Augen des Alten hell, als er mit einem kleinen Nicken dankt. Fast könnte man sich fürchten vor diesem Blick, und doch ist er gut und freundlich, denkt die Frau. Der Fremde nimmt das Glas und lachelt dem Bauern über den Tisch zu: „Ja, ja, ich sehe schon, Euch geht es gut.“ Da aber fährt der Bauer auf: „Verdammt noch einmal, ich will nicht fluchen, aber Ihr irt Euch gewaltig, alter Mann!“ Und indem er den Blick auf die Tischplatte senkt und die tiefen Furchen wieder in seinem Gesicht erscheinen, fügt er leiser hinzu: „Dieses Mal bekomme ich das Korn bestimmt nicht herein. Es ist zuviel für zwei Arme, und die Nachbarn haben mehr als genug für sich selbst zu schaffen.“

Wem denn die vier Sengen gehörten, die dort hinter der Tür ständen, fragt der Alte. „Als ich den Hof übernahm, hatte ich vier Knechte“, antwortet der Bauer ihm. „Damals war ich jung und dachte, einmal würde ich zehn haben oder zwölf. Nun bin ich allein.“

Nachdenklich blickt der Alte vor sich hin. Dann sagt er: „Wenn Ihr sie nicht braucht, könntet Ihr mir wohl eine von den vier überlassen. Meine ist ein wenig schartig.“ Der Bauer wundert sich: Was dieser alte Landstreicher wohl mit einer Sense will? Gewiß ist er längst viel zu schwach, um sie überhaupt führen zu können! Da aber der Alte ihm immer noch ruhig fragend ansieht, gibt er ihm nur zur Antwort, daß er die Sense bekommen könne, wenn sie ihm nur nütze. Dann gehen sie hinüber in die verlassen Knechtstube, und der Bauer macht dem Alten selbst das Lager zurecht.

Als am andern Morgen der Hausherr in der Frühe aufbricht, ist der Alte schon fort. Aber der Bauer hat jetzt keine Ruhe, sich über seinen seltsamen Gast Gedanken zu machen. Die reifen Ähren warten, der Weg ist weit und ein Tag kurz in der Zeit der Ernte. Nach eiligem Frühstück nimmt er die Sense und macht sich auf den Weg. Erst als er vor seinem Korn steht, bemerkt er, daß er die schartige Sense des fremden Alten mitgenommen hat. Wenn er jetzt umkehrt, um eine andere zu holen, verliert er fast einen halben Tag. Lieber will er versuchen, das Ding aus einem Stein ein wenig zurecht zu dengeln. Freilich ist wenig Zuversicht in seinem Tun. Die Sengen preßt ihm die Kehle zusammen und läßt das Kornfeld vor seinen Augen wachsen und wachsen ins Grenzlos.

Dann beim Dengeln aber horcht er auf. Es flirrt nicht und klirrt nicht wie sonst, es klingt nicht wie Stein und Eisen, es klingt ganz hell und klar, wie wenn man Silber an ein feines, feines Glas schlägt. Wirklich, diese fremde Sense hat einen seltsamen Klang.

Ungebulbig packt der Bauer sie nun fest mit beiden Fäusten

und beginnt, die Halme in weitem Bogen niederzumähen. Aber kaum hat er den ersten Schnitt getan, da ist ihm, als laufe die Sense mit eigenem Schwung zwischen das Korn. Auf und ab geht er über das Feld hinter dem schwingenden, blinkenden Eisen und wundert sich selbst, wie schnell, wie mühelos er auf seinem Weg von einem Ende zum anderen kommt. Höher und höher steigt die Sonne. Bald steht sie genau über dem Mäher, und bald auch sinkt sie wieder auf der anderen Seite hinab. Der Bauer hat nicht ein einziges Mal die Arme gekentst. Er kann jetzt nicht rasen, der Schwung der Sense reißt ihn mit.

Endlich, als in rötlichem Schimmer der Abend heraufkommt, steht er tief erschaut und erschrocken fast vor seinem abgemähten Feld. Er sieht die Arbeit von vielen Tagen getan. Er sieht, und doch fällt es ihm schwer zu glauben. Er blickt auf die Straße hinunter, die der fremde Alte vielleicht gegangen ist. Und getroffen von dem Wunderbaren, das ihm geschehen, erinnert er sich: Ob der, an den kaum einer mehr denkt, immer noch über die Erde geht?

✱

Wenn der Herbst ins Land zieht

Von Hermann S h a b.

Wie ein großer Herr und König mit Glanz und wehenden Standarten kommt der Herbst, rote Blätter wirbeln von den Kirchengäulen und gelbe von den Birnenbäumen. Lob und Preis sei diesem Herrn und König für die Fülle seiner guten Gaben!

Seppe durfte der Mutter helfen beim Kartoffelernten. Er hatte ein schönes neues Röschchen mit kräftigem Bogenhenkel, das ihm die Arbeit leicht machte, denn die Mutter hatte es extra für ihn beim Korber bestellt. Die Mutter hatte fleißig und schweberte unermüdlich die schönen, glatten Knollen hinter sich, und Seppe konnte sich tun, wie er wollte, der Abstand zwischen ihm und der Mutter wurde immer größer. Das kleine Schweckerchen Karoline sah am Boden auf Erdäpfeln und hatte ein blaues Räschen und blaurote Händchen. Seppe beachte ihm ab und zu eine sonderbar aussehende Kartoffel und erklärte ihm: „Das ist ein Männlein, schau, das ist der Kopf, und das sind die Augen.“ Eine andere sah aus wie eine Säule, wieder eine andere war von den Eingeringten ausgegabt, das war ein Röschle für das Säule. Auf dem Acker stand ein Baum mit guten Birnen. Als es Zeit war zum Vierzubrot, schüttelte die Mutter von diesen, und sie schmeckten gar so gut zu dem schwarzen Brot und dem Biblisst. Seppe und Karoline saßen beisammen auf einem halbwollenen Sack. Karoline fror an die Kartoffeln. Da grub Seppe ein Löchlein in die braune Erde, stellte Karolines Füßchen hinein und bedeckte sie wieder zu. So wurden die Füßchen wieder warm, und Karoline lachte.

Schon morgens früh im Tau las Seppe mit der Mutter abgefallene Äpfel und Birnen auf. Später kamen die weidenden Schweine und fraßen mit wohligen Grunzen zusammen, was noch liegen geblieben und was seither gefallen war. Was kann es aber Schöneres geben, als mithelfen dürfen, wenn ein Apfelbaum seiner herblichen Last entledigt wird. Da ist der Vater guter Laune, und die Mutter weiß viel zu scherzen. Wenn Seppe aber einem der Bauern bei diesem Geschäft helfen durfte, so ging er nie mit leeren Taschen heim. Einmal hatten die Taschen nicht ausgereicht, und der Hofhauener stopfte dem Seppe noch das Hemd aus mit großen, dicken Laufelbarn. Die Mutter mußte sich auf die Stiege setzen, um nicht umzufallen, so mußte sie lachen, als Seppe daherkam und so zwischen Hemd und Haut rings um den Hosenbund did mit Äpfeln ausgestopft war.

Wie gerne half Seppe auch bei der frühlichen Arbeit des Trotts! Da war die Mutter immer in Sorge, Seppe möchte zu viel erwischen von dem süßen Saft und es möchte ihm nicht gut tun. Als der Wätere, der Peterbauer, seinen Most machte, wurde es einmal sehr heiß. Seppe hatte mit dem Knecht lange den Kelterstein gedreht und übermäßig allerlei Handlangerdienste getan, da befiel ihn der Wätere auch zum Nachschauen und brachte es nicht über's Herz, das Bäckchen heimzuführen, als das Keltergeschäft auch noch in die Nacht hinein fortgesetzt wurde. Die Arbeit geschah in der offenen Tenne. Windlaternen standen am Boden oder hingen am Balken, der Duft des neuen Lehmde und der Garben mischte sich mit dem Geruch süßlicher Äpfel und frischer Treber. Nein, Seppe konnte noch nicht heimgehen. Der Wätere hieß ihn immer wieder trinken, gab ihm auch hier und da eine leere „Stütze“ dahin oder dorthin zu tragen oder einen Korb wegzubringen. Während so Bauer und Knecht, Bauerin und Magd emsig schafften und die Schatten der Gestalten leuchteten auf die Tenne und auf die breiteren Seitenwände fielen, hatte Seppe Zeit, süßen Most zu trinken und von den besten Äpfeln zu essen. Während er auf seinem Korb saß und in die sternhelle Nacht hinauschaute, sah er auf einmal etwas die Einfahrt heraufschleichen. War es eine Katze? Nein, Katzen sind kleiner und haben nicht so große Ohren. War es ein Hund? Unmöglich, so niedere Hunde mit so dicken Schwänzen gibt es nicht. „O Götter, der Fuchs, der Fuchs!“ Seppe hatte den Götter förmlich herumgerufen, und dieser sah wirklich einen Fuchs zur Tenne hinausrennen. Wo ist das schon einmal gehört worden, daß ein Fuchs so frech ist, und ins Bauernhaus zu Licht kommt? Alles rennt und umstellt den Götter. Der Peterbauer holt eine Finte. Haus und Hof werden abgeleuchtet, der Hund von der Kette gelassen. Die Nachbarn schauen aus den Fenstern oder kommen gar gelaufen. Der Fuchs läßt sich aber mit keinem Auge mehr blicken. Vieh, der Hund, erhält scharfe Verwarnungen, er rennt und winselt und schnuppert alles aus. Alle reden auf ihn ein und hehen gegen den unglücklichen Fuchs, daß er ganz zusehensinnig wird. Der neugierige Fuchs hat sich wohl inzwischen wieder dem Walde zu vertrottel, um seinen nächsten Besuch im Hühnerstall auf ruhigere Zeiten zu verschieben. Der Wätere brachte nun Seppe nach Hause, denn dieser machte ein ängstliches Gesicht, als traue er sich nicht, den Vater aus dem Schlaf zu wecken.

Voll Wühlgewalt begleitete Seppe die Arbeiten zur Bereitung des Garbes. Der Hanf ist mannshoch und trägt schon reife

Der Bauernstand

Des Bauern Schweiß ist ehrenwert,
Im Anfang war nicht Geist noch Schwert,
Im Anfang war das wilde Land,
Aus dem erwuchs des Bauern Stand.

Der König hätte nicht regiert,
Der Graf den Heerbann nicht geführt;
Brach lägen Handwerk, Wissenschaft,
Des Bauern Schweiß gab erst die Kraft.

Denn wär' das Erste nicht getan,
Nie hätte man ein Zweites an,
Nur wenn des Hungers Schwäch' gestillt,
Ist man zu grüß'm Tun gewillt.

Und so verkettert, Hand in Hand,
Reicht sich der Stände buntes Band.
So war es gestern schon wie heut!
Und bleibt es ferner allezeit!

Georg N i s s o P e t e r s.

Samen, ganze Spähenbölter hängen in seinen Rippen und manchmal auch die Schwärme von Dittelfinken. O, was sind das für schöne Vögelchen! Wenn man doch eines von ihnen fangen und in der Stube halten könnte! Sepples Vater wollte das aber nicht haben, denn er meinte, es sei den Vögeln ja viel wohler draußen in der Freiheit. Die Dittelfinken fliegen über den Hühnerstall fort in ein warmes Land, erklärte er, wo im Winter weder Eis noch Schnee ihr Futter deckt. Nur die Meisen, das ist etwas anderes, die sind zum Teil, meistens die Männchen, so eigeninnig und wollen im Land bleiben. Da kann es geschehen, daß ihnen alles Futter verwehrt wird mit dem Schnee und daß viele verhungern. Deswegen beherbergt der Vater gern einen Käfig voll über den Winter. Es ist nur schade, daß die Dittelfinken sich viel seltener sehen lassen als die Meisen. Wenn der Hanf ausgerissen ist und die Bündel zu kleinen Zellen zusammengelegt werden, dann legen die Kinder gern hinein und freuen sich der kleinen Häuschen. Da konnte Seppe dann schon auf die Dittelfinken aufpassen, und zu seiner Freude trieben sie sich sogar über seinem Kopf herum, und die abgeschalteten Gärten rieselten zu ihm herein, so still konnte Seppe sitzen, um die Vögelchen zu sehen.

Wenn die Herbstzeitlosen auf den Wiesen standen, wurden die Hanfhalme in weiten Reihen auf die Grasnarbe gelegt, damit die Holzigen Teile mürb und brüchig werden sollten. Und später grub der Bauer ein tiefes vieredriges Loch, so groß und so tief, daß man ein Kof hätte hineinstellen können, das Hanfloch. In den beiden Längsseiten wurden Bretterbänke errichtet und Stangen darüber gelegt. Auf diesen Stangenroten wurden die Hanfstengel gebreitet, und dann kam ein Feuer aus



Erntedank

F to: Deika-Verlag

Stroh und leichtem Keilig in das Loch. Das machte die Stengel nun ganz rösch und spitzig. So wurden sie herabgenommen und auf den „Knechtchen“, den Drehtischen, so lange bearbeitet, bis die silbergrauen Fasern ziemlich frei von Holz zu großen Ruderköpfen zusammengeschlungen werden konnten. Manchmal war bei dieser Arbeit der Boden schon mit Mist bedeckt, und Seppe freute sich über seine guten Schuhe mit den Holzsohlen, in denen er immer warme Füße hatte. Es war auch eine Freude, wenn die Arbeit beendet war, in das Loch hineinzuspringen und an den Reiten der Blut die Hände zu wärmen oder diese in warme Asche einzuwühlen. Später konnte Seppe stundenlang dem Hechler zusehen, wie er den Ruder klopste und wie er ihn durch die scharfen und spitzen Zähne der Hechel zog, um die Fasern zu schlachten und von den letzten hölzernen Stengelresten zu befreien.

Wie sich das häuerliche Leben eng in den Kreislauf des Jahres einfügt, wie sein Arbeiten und Feiern mit dem Wachsen, Blühen und Reifen der Felder verbunden ist, zeigt dieser Ausschnitt, zeigt aber auch das ganze Buch „Brot aus der Heimat“ (Verlag Herder), dem er entnommen ist.

Lob der häuerlichen Arbeit

„Glücklich ist der Fuß, der über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich ist das Haupt, das die Kraft der grünen Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gotteskraft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die alte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester der Befähigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit verfallen, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplanen des Schiffes; sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens; denn Pflanze und Tier wachsen unter seiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter sind die grüne Saat und die goldene Palmfrucht des Feldes, das Kind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Weidenluft eine Erquickung des Herzens; aber fröhlicher, stolzer, edler ist das Begehen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über seine Art schreitet: Dieses alles ist mein, meine Kraft erschuf es und mir gereicht es zum Segen. Die tägliche Arbeit ist sein Genuß, und in diesem Genuß wächst seine Kraft.“

Aus Gustav Freitag „Soll und Haben“.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

17. Fortsetzung.

Der andere hörte ihn verächtlich an. Endlich unterbrach er Brieners Wortschwall mit einem Schroffen: „Warten Sie hier!“

Er verließ das Zimmer. Eine Weile lauschte Briener, dann rann er an die Tür. Sie war verschlossen. Angstschweiß bedeckte Brieners Gesicht.

Eine Stunde verging, die jedoch Briener eine Ewigkeit dünkte. Er zweifelte jetzt keinen Augenblick, daß er das Gebäude lebend nicht mehr verlassen würde. Da öffnete sich plötzlich vollkommen geräuschlos ein türähnlicher Spalt. Der Mann kam herein.

„Sie haben schlechte Gewohnheiten“, empfing er lachend Briener. „Gleich mit der Tür aus dem Hause zu flüchten! So was tut man doch nicht! Aber ich will Ihnen beweisen, daß wir gar nicht so böse Leute sind. Hier...“ Er griff in die Tasche und holte einige Hundertkronenscheine hervor. „Nehmen Sie das Geld und verschwinden Sie! Und wenn ich Ihnen einen Rat geben kann: Verschwinden Sie schnell und möglichst weit! Sie scheinen in Prag kein Glück zu haben...“

Im nächsten Augenblick wurde Briener beim Arm gepackt. Diesmal war der Weg nur kurz. Eine enge, niedrige Pforte öffnete sich, und Briener befand sich auf der Straße. Zu gleicher Zeit stand der Mann dem härtigen Gesandtschaftsrat gegenüber und sagte:

„Ich weiß nicht, ob es ratsam war, diesem Kerl noch Geld zu geben...“

„Lassen Sie nur“, erwiderte der andere, „die Informationen, die er uns gab, waren die einzigen hundert Kronen reichlich wert. Nach dem Interesse zu urteilen, das unsere Vorkast an der Sache nimmt...“

„Trotzdem“, unterbrach ihn sein Gegenüber, „ich würde es nicht getan haben...“

Und der Mann sollte recht behalten. Die wenigen hundert Kronen, die man Briener als ein Almosen hingeworfen, gaben diesem die Möglichkeit, den Leuten ein Schnippen zu schlagen.

Wierundzwanzig Stunden nach den Geschehnissen in der Prager Gesandtschaft wurde in Berlin Direktor Holmes-Emigula ein Besucher gemeldet. Der Mann weigerte sich, seinen Namen zu nennen. Holmes-Emigula empfing ihn trotzdem. Es war Briener, dem es gelungen war, sich nach Deutschland durchzuschlagen.

Oliva Blanche und ihre drei Begleiter befanden sich im Bord eines französischen Dampfers. Sie hatten vor wenigen Stunden Djibda verlassen. Die Laune der vier war alles eher als rosig. Sie hatten den Fährer mit der Geige in Djibda noch angetroffen und von ihm das Geschehene erfahren. Die Detektivin war ihnen auf unerklärliche Weise um beinahe vierundzwanzig Stunden zuvor gekommen.

Oliva Blanche war nicht vollkommen überzeugt, daß Fernando das Papier in der Geige nicht vorgefunden hatte. Vielleicht war es bloß ein Trick von ihm, um die Verfolger von der Spur abzulenken, bis sie das Papier in Sicherheit gebracht.

Oliva versuchte gar nicht, vom Schiff aus mit ihren Auftraggebern sich in Verbindung zu setzen. Die Schlappe zu melden, war noch immer Zeit, wenn sie Europa erreichten.

Nach einer Reise von sechs Tagen liefen sie in den Hafen von Marseille ein. Gleich nach ihrer Ankunft begab sich Oliva auf das Postamt. Als sie nach kaum einer Stunde zurückkehrte, gewahrten ihre Begleiter überrascht, daß sie vollkommen wie umgewandelt war.

Die vier versammelten sich in Olivas Zimmer. Die Männer blickten erwartungsvoll auf die Frau. Sie fühlten, eine gute Nachricht stand ihnen bevor. Und in der Tat, schon die ersten Worte Olivas wirkten elektrisierend auf sie.

„Die Jagd geht weiter!“ rief mit gepreßter Stimme Oliva. Die Blicke der Männer gingen an ihren Lippen, als sie fortfuhr: „Ich habe soeben aus Berlin die Nachricht erhalten, daß wir hinter einer falschen Geige her waren! Und im Gegenteil zu ihrer sonstigen Gepflogenheit berichtete Oliva haartreu, was ihr aus Berlin mitgeteilt wurde. „Wir fahren gleich nach Budapest!“

Sie hatten noch sieben Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Schnellzuges. Bauwerts und Schent mußten noch nach der Stadt, um einiges zu erledigen. Als Fedor Schent gegen Mittag in das Hotel zurückkehrte, fand er in dem Zimmer, das er mit Wladimir Ostrog teilte, diesen vor der Schreibmaschine sitzen. Er hatte Schents Eintreten überhört.

„Was machst du an meiner Schreibmaschine?“ rief Schent überrascht.

Ostrog fuhr bei der Stimme des Eintretenden zusammen und riß aus der kleinen Reiseschreibmaschine hastig das Papier heraus. Er stopfte das Blatt eilig in die Tasche. In diesem Augenblick betrat Fritz Bauwerts den Raum.

„Denk dir nur“, wandte sich Schent lachend an ihn, „der gute Wladimir schreibt auf meiner Maschine Liebesbriefe!“

Dreizehntes Kapitel.

Fernando sah Direktor Holmes-Emigula gegenüber. Sie befanden sich im Büro des alten Herrn.

„Sie haben ja eine nette Vergnügungsreise gemacht, Fernando!“ rief Holmes-Emigula und wieherte.

„Machen Sie sich nur lustig über mich, Herr Direktor“, erwiderte ein wenig gekränkt Fernando.

Als Antwort legte der alte Herr mit einem neuen Wiehern los.

„Bitte, ich verzichte gern auf die Fortsetzung der Reise!“ rief nervös Fernando.

„Kommt gar nicht in Frage, liebe Fernando! Sie haben sich während der ganzen Exkursion so benommen, daß ich stolz bin auf Sie. Ihr Dauerschwimmen im Noter Meer war einfach eine Glanzleistung...“

„Mir wäre etwas Erfolg lieber gewesen...“

„Kommt noch, kommt noch! Wir wollen es zumindest hoffen“, sagte zuversichtlich der Direktor.

„Wollen Sie mir nicht den Besuch Brieners näher schildern? Ich glaube, wir haben nicht viel Zeit zu verlieren...“

„Auf eine Stunde kommt es jetzt nicht mehr an. Sie trinken doch eine Tasse Kaffee?“ Ohne Fernandos Antwort abzuwarten, drückte er auf den Klingelknopf. Der alte Bürodiener trat ein.

„Kaffee, bringen Sie uns zwei Tassen starken Kaffee! Und nachher will ich nicht gestört werden...“

Wenige Minuten später stand der Koffer vor ihnen. Während Holmes-Emigula eine neue Zigarre anzündete, begann er:

„Sie können sich denken, ich war nicht wenig überrascht, als der Kerl plötzlich vor mir stand und ohne Umschweife seinen richtigen Namen nannte. Es schien mir, er hatte nicht viel zu verlieren und setzte alles auf eine Karte. Briener zeigte sich ziemlich auf dem Laufenden. Er sagte, er wisse, daß wir nach der Geige suchen, in der er — er gab es unumwunden zu — das Papier versteckt hat. Er erbot sich, gegen eine Summe von zwanzigtausend Mark, mir bei der Auffindung der Geige behilflich zu sein. Natürlich lehnte ich seine Mitarbeit glattweg ab. Dagegen versprach ich ihm, falls es uns gelingen würde, mit Hilfe seiner Informationen das Papier zu finden, fünftausend Mark.“

„Und Straffreiheit?“

„Wie kann ich das? Ich gab ihm lediglich mein Wort, daß ich ihn der Polizei nicht übergebe. Schließlich ist es nicht nur für Frau Abelhausen und uns, sondern vor allem für unser Vaterland und die ganze Welt von größter Bedeutung, daß die Erfindung des Dr. Abelhausen in die richtigen Hände gerät.“

„Und was erzählte er Ihnen hierauf?“

„Sie sollen mich nicht so häufig unterbrechen, Fernando. Briener berichtete mir, daß wir nicht nach der richtigen Geige suchen. Ich habe mich gleich danach mit dem Geigenbauer in Verbindung gesetzt. Durch dessen und Brieners Aussagen bekam ich ein klares Bild darüber, wie der Irrtum passieren konnte. Als Briener in aller Hast das Papier verstecken mußte, versuchte er, es zuerst in die Geige des Kapellmeisters hart hineinzuzwängen. Doch hatte diese Geige einen äußerst schmalen Violinenschlüssel, auch kamen Briener Bedenken, ob er die Geige wiedererkennen würde. Und darum wählte er schließlich das danebenliegende Instrument, das von einer auffallend dunklen Färbung war und einen breiteren Violinenschlüssel besaß. Der Violinist aber blieb auf der Geige des Kapellmeisters hart und führte nachträglich alle die, die nach der Geige suchten, zu dem Trugschluß, das Papier müsse sich in dieser Geige befinden!“

Die Mahnung des Direktors vergessend, rief Fernando: „Mein Gott, wenn ich bedenke, daß das Papier nur einen Handgriff entfernt von mir lag...!“

Holmes-Emigula wieherte. „Trösten Sie sich, Fernando. Es befand sich lange nicht so nahe, wie Sie denken. Der Geigenbauer hatte die dunkle Geige zwei Tage nach Brieners Besuch verkauft. Der mysteriöse Mann mit der Brille, der ja bereits am folgenden Tage in das Geschäft kam, hätte das Papier noch vorgefunden. Aber Sie und die anderen, die erst viel später nach der Geige suchten, konnten nichts mehr finden. Denn der Vogel — wenn man diesen Ausdruck für eine Geige benutzen darf — war bereits ausgeflogen. Jetzt wollen Sie natürlich wissen, wer die Geige mit dem Papier kaufte?“

Fernando nickte eifrig.

Holmes-Emigula seufzte. „Ja, wenn wir das wüßten, dann gäbe es für Sie keine Arbeit mehr! Ich habe selbst ihm manches herauszubekommen. Es war nicht ganz leicht, denn der alte Herr — haben Sie übrigens bemerkt, welch wundervolle Augen er hat — gerät schon bei Erwähnung der Geige in helle Wut. Besonders, seit ein Mann bei ihm war, der sich als Kriminalbeamter ausgab. Er war natürlich ein falscher und wurde entweder von Briener, den der Geigenbauer einfach vor die Tür setzte, oder von dessen Helfershelfern gesandt. In dieser Beziehung ist Briener etwas wortfarg. Aber eins ist sicher, außer dem Kerl und dem Manne mit der Brille haben Sie, Fernando, noch neue Konkurrenz erhalten. Briener faselte mir etwas von einigen Männern, die in Prag sitzen und ebenfalls das größte Interesse an der Geige und ihrem wertvollen Inhalt nehmen. — Nun, was den Käufer der Geige anbelangt, so hören Sie seine Personenbeschreibung: Alter ungefähr vierzig Jahre. Gut, aber ohne Eleganz gekleidet. Trägt einen ziemlich großen schwarzen Schnurrbart. Und schließlich das Wichtigste: Der Mann ist ein Ausländer! Der Geigenbauer will an seiner Aussprache

den Ungarn erkannt haben. Auch erkundigte sich der Mann beim Kauf der Geige, ob man für eine Geige Zoll zahlen müsse. Das ist sehr wichtig, denn es beweist, daß der Käufer Deutschland mit der Geige verlassen wollte. Und jetzt, Fernando, nehmen Sie erneut Ihre Koffer und eine Tare nach dem Anhalter Bahnhof. Der Schnellzug nach Budapest fährt in anderthalb Stunden. Was Sie in Ungarns Hauptstadt unternehmen müssen, kann und brauche ich Ihnen nicht näher zu schildern. Besitzen Sie noch Geld?“

„Ja. — Das genaue Verzeichnis meiner Ausgaben habe ich...“

„Gut nicht“, unterbrach sie Holmes-Emigula. „Das alles können wir nach Ihrer Rückkehr erledigen. Wenn Sie noch Geld brauchen, beschreiben Sie.“ Der kleine, alte Herr erhob sich. Eine Tasse seiner noch blickten, weißen Haare hing ihm in die Stirn. Direktor Holmes-Emigula wies jetzt eine frappante Ähnlichkeit mit Napoleon auf. Einem gealterten, ziemlich fetten Napoleon. Fernando starrte ihn an und erwartete, daß er jeden Augenblick nach seiner sagenhaften Schnupftabakdose greifen würde. Doch Holmes-Emigula führte bloß seine schwarze Braßzigarre an den Mund. Er blies den Rauch von sich, dann sagte er:

„Leben Sie wohl, Fernando! Haß- und Weinbruch!“ Er reichte ihr seine auffallend gierliche Hand, die noch heute ungeübte Kräfte besaß.

Fernando befand sich bereits an der Tür, als die Stimme des Direktors sie erreichte:

„Und was macht Ihr, jemand, der Sie anbietet?“

„Gerichtlich antwortete sie.“

„Ich beabsichtige, demnächst ihn persönlich nach seinem Befinden zu befragen.“

„Wir wollen hoffen, daß es Ihnen gelingt“, sagte Holmes-Emigula und begann, vollkommen unmotiviert, zu wiehern.

Fernando schlug die Tür hinter sich kräftig zu.

Budapest. Hotel Hungaria. Fernando sitzt im Lesesaal. Jedesmal, wenn die Tür aufgeht, dringen die Gelände der Zeitungstapelle herein. Vor Fernando liegen eine Anzahl Zeitungsauschnitte. Es sind Inserate, in ungarischer Sprache verfaßt. Sie alle weisen den gleichen Text auf: „Der Herr, der Ende November vergangenen Jahres in Berlin in einem Musikinstrumentengeschäft in der Nähe der Städtischen Oper eine Geige erworben, wird dringend gebeten, sich zu melden. Hauptpostlagernd, unter Schiffr. L. S. 1717.“

Fernando hat diese gleichlautenden Inserate am selben Nachmittag in den Zeitungen entdeckt. Es gelang ihr ohne Schwierigkeit festzustellen, daß sie bereits seit acht Tagen in den ungarischen Zeitungen erschienen.

Von wem stammen sie? Weder von Oliva Blanches Quartett, noch von dem Manne mit der Brille. Daran ist nicht zu zweifeln. Sowohl die vier wie der Mann mit der Brille befanden sich vor acht Tagen noch in einem anderen Erdteil, und ihre Handlungen bewiesen deutlich, daß sie zu dieser Zeit das Papier in der Geige des Anders vermuteten.

Fernando fassen Holmes-Emigulas Worte ein von den Prager Leuten, die nach Brieners Verzicht, an der Geige und ihrem Inhalt größtes Interesse nehmen. Eilig erhebt sie sich.

Fernando betritt das Postamt und erblickt sofort den einzigen noch geöffneten Schalter. Mit fester Stimme sagt sie: „Postlagernd, L. S. 1717!“

Es scheint ihr, als ob der Beamte sie einen Augenblick überrascht ansieht. Sie braucht nach der Erklärung nicht zu suchen. Bis jetzt erkundigte sich eine andere Person nach Briefen mit dieser Schiffr. Der Postbeamte langt in ein Fach; durch seine Finger gleiten verschiedene Schreiben, dann legt er einen Brief vor Fernando. Hastig greift sie nach der Bente und verwahrt sorgfältig den Umschlag in ihrer Handtasche. Der Beamte blickt auf die Uhr: Sie zeigt Punkt neun! Er will schon das Schalterfenster schließen, als ein Mann eilig gelaufen kommt, Fernando beiseiteschiebt und dem Beamten zutrifft: „Postlagernd! Schiffr. L. S. 1717!“

Fernando strebt bereits dem Ausgang zu, trotzdem hört sie noch, wie der Beamte überrascht dem Manne etwas erwidert. Dieser wendet sich blüßschnell um. Doch Fernando sieht es nicht mehr. Sie befindet sich bereits auf der Straße und rennt auf ihre Tare zu. Mit einem Witz sieht sie eine zweite Drohsche, die nur wenige Meter entfernt wartet. Entweder gehört sie dem Manne, der gleich erscheinen wird, oder er kann sie zumindest zur Verfolgung benutzen. Fernando springt in ihren Wagen, der sofort losfährt. Aber sie sieht noch, wie der Mann aus dem Postamt flüht und auf die andere Drohsche zueilt. Die Jagd beginnt wieder!

In der engen Petöfi-Säbendor-nica kann die Tare nur langsam fahren. Der Abstand zwischen den beiden Autos beträgt kaum fünfzehn Meter. Fernando beugt sich vor, schiebt die Glasscheibe, die sie vom Führer trennt, zur Seite und ruft:

„Schneller! Schneller!“

Der Chauffeur zuckt, ohne sich umzuwenden, die Achseln. Da hört er die Stimme des Fahrgastes: „Zehn Penas, wenn Sie schneller fahren!“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 6. Oktober 1935

Es muß sein!

In der vorigen Woche sind wir Neuser von unserer Polizei mittels Geldstrafen erjagt worden; das ging natürlich nicht auf einmal, aber man hat doch einen Anfang gemacht: Nazia auf Verkehrsänder! Dabei hat die Polizei erklärtermaßen reiche Beute gemacht an Fußgänger, Radfahrer, Motorradfahrer und Autofahrer. Damit wäre dann die Polizei „ungemütlich“ geworden; sie hat bisher kräftig und freundlich ermahnt, sie hat sich in guten Worten überboten, aber da die Unfallschäden eine so deutliche Sprache reden, daß die Menschen allenthalben doch nicht vernünftiger werden in dieser Beziehung, so hat man den energischen Versuch mit Geldstrafen und Verhaftungen gemacht; und das wird ganz sicher wirken.

Wer nämlich einmal das Rad gehabt hat, daß man ihm wegen vorchriftswidrigem Radfahrens das Ventil aus dem Rad schraubt, so daß man nachher mühsam auf der Landstraße steht, ohne daß er sich seines eben noch so kostbaren Fahrzeugs bedienen könnte, wer folgendermaßen plötzlich aus seiner Feierabendstimmung herausgerissen wird, der er sich schon heimwärtsfahrenderweise mit Begeisterung hingab, der gehört sozusagen schon zu den „geheilten“. Man hat ganze Autos und Lastwagen durch die Polizei abgeschleppt, und selbst die Fußgänger kamen nicht ohne Verluste durch diesen Großkampftag der Verkehrs Polizei.

Nachdem dann nun unser Jörn wegen der kostenpflichtigen Verwarnungen verurteilt ist, wollen wir dann alle zusammen wieder einmal gute Vorsätze fassen; und wenn diese guten Vorsätze dann noch nicht lange genug reichen, dann wird es wohl wieder gerade so weit sein, daß die Polizei sich zu einem neuen Deutungs rüft; denn sie ist allenthalben — landauf, landab — des festen Willens, die Dinge in einer für alle zuträglichsten Weise zu regeln und zu meistern. Dieser Notwendigkeit wird sich ganz sicher keiner verschließen; denn schließlich genügt es ja nicht, nur immer über die anderen, über den „bösen Feind“ zu schimpfen; es schimpfen die Fußgänger über alles, was fährt; Motorradfahrer und Autofahrer halten die Fußgänger hinwiederum für Musterbeispiele vollständigen Unverstandes, die Radfahrer erweisen sich wieder der besonderen Liebe der motorisierten Fahrer, und sie alle zusammen liegt die Verkehrs Polizei in einem Maße, daß sie es nicht mehr länger mit ansehen will, wie sich die einzelnen Gruppen gegenseitig überfahren und ausschimpfen.

Meistens ist es ja so, daß immer der andere schuldig ist, und die, die bisher von einem solchen Unglück an sich selbst oder auch in der Familie verschont blieben, stellen ganz allgemein fest, daß es an diesem oder jenem liegen muß, wenn immer noch so viele Unglücke geschehen. Natürlicherweise wird unsere ebenso blaue wie tapfere Polizei nicht mit Willkommensworten und Segenswünschen empfangen, wenn sie sich wieder einmal an die Sühnheitsarbeit macht, den Verkehr in der rechten Bahnen hineinzuführen; nur ihre Vollmachten und ihre Uniformen schützen sie wahrscheinlich davor, daß man nicht in das Gegenteil verfällt, und nur ganz selten findet man einen noch so offenkundigen Sünder, der das Gefühl der Schuld hat. Das ist nun mal so, und weil das nun mal so ist, können diese Dinge nicht mehr weiter auf dem Wege gütlicher Einsicht geregelt werden. Am liebsten würde wahrscheinlich die preussische Verkehrs Polizei verfügen, daß alle Motoren des Durchgangsverkehrs auf 60 oder 70 km. Stundengeschwindigkeit gedrosselt würden; aber das wird sie wahrscheinlich nicht so schnell erreichen, und da ihr herzlicher Appell an die Vernunft mehr oder minder ungehört verflungen ist, so will sie es nun durch das Portemonnaie machen; sie weiß, daß die meisten Menschen dort ihre am meisten verwundbare Stelle haben, und darum greift sie dort hin, sticht den Bleistift und verwandelt gebührend; infolgedessen wird der Verkehrsführer aus Gewohnheit oder Übermut zu rechnen anfangen und er wird dann bald feststellen, wie enorm die durch gebührende Verwarnungen ausfallende Möglichkeiten an „kleinen Stellen“, Brötchen, Durst, Zigaretten, Zigaretten, Brot, Butter oder Fleisch sind, und wie werden dann alle bald gebändigt sein und jähm wie die Lammern, die ja bekanntermaßen ebenfalls sofort an den gewöhnlichen Platz laufen, wenn sich nur von ferne jenes Orkan zeigt, das in die Beine zu beißen pflegt; das tut die Polizei zwar nicht, aber sie geht uns doch rückwärtslos an das Portemonnaie, wo wir Menschen eben so empfänglich sind, wie die Schale es an den Beinen zu sein pflegen.

In diesem Sinne nehmen wir uns also — wie gesagt — nur das Allerbeste vor; vor allen Dingen ersehen wir nahe liegendes Mäßen durch gerade Haltung, falls wir auch nur einen winzigen Teil Schuld tragen an den sich immer noch steigenden Verkehrsunfällen.

„Was die Mode Manne ergatill“

Freudliche Botschaft las ich in einer Zeitung, und ich kann es nicht abwarten, bis ich diese Botschaft weiterverbreitet habe: es soll eine völlige neue Mode in Damenhandtaschen geben; nicht in der Form! Das dürfte nämlich nicht so einfach sein, denn wir haben wohl mittlerweile alle Formate vom kleineren Käschen bis zum ausgedehnten Kofferbeutel erlebt, diese und alle Größen und Formen, die dazwischen liegen. In dieser Beziehung haben wir also keinen Reiz mehr zu erwarten; aber es wird dieser Tage schon die andere neue Mode kommen bei den Damenhandtaschen, eine Mode, die bisher noch nicht da war: es soll nämlich eine Damenhandtasche auf den Markt kommen, die sich vollkommen von den bisherigen unterscheidet, eine Handtasche, die die Damen zur Ordnung zwingt; zur Ordnung in den Handtaschen. Diese neue Handtasche ist mit Ordnungsfäden ausgestattet, die man nicht einfach übersehen und übergehen kann, und diese neue Tasche soll mit einem ziemlich großen Aufwand gefördert werden.

Eigentlich geht uns Männer diese Mode ja gar nichts an — werden die Frauen sagen, und wir Männer sollen uns nur um unsere Nachschlafschlafentfaltungen kümmern, ehe wir anfangen, das Recht der Frau auf eine gewisse materielle Unordnung in der Handtasche zu bestreiten — werden die Frauen denken!

Aber wir Männer rufen weit davon ab, daß uns ein derartiger Vorwurf des Verstoßes gegen den allgemeingültigen Nichtmischungsgrundsatz gegenüber weiblichen Dingen treffen

könnte; wir haben nur davon gelesen, und wir nehmen von den neuen Plänen Notiz. Wahrscheinlich stammt die Idee für die neue Tasche auch gar nicht von einem Mann, so daß wir Männer also überhaupt vollkommen unschuldig daran sind, wenn es nächstens in den Handtaschen ordentlich aussehen soll. Wir sind deswegen sogar ein wenig betrübt, daß wir nächstens nicht mehr die stille Freude erleben, wie die Frauen so oft in der Straßenbahn ihren Fahrkarten oder gar in der Eisenbahn die Fahrkarte oder noch dem Konzert oder Theater ihre Garderobekarte nicht finden können. Das bereitet uns, die wir sonst sowieso nicht viel zu lachen haben, Kummer; denn uns war und ist es schließlich egal, welches materielle Durcheinander meistens in den Damenhandtaschen ist, und wir haben eigentlich nichts davon, wenn es anders wird, zumal ja nur wenige von uns daran interessiert sind, inwiefern diese Ordnung „anfällig“ kann; höchstens müssen wir Belohnungen doch wieder die Geste dieser neuen Mode bezahlen, was uns hinwiederum in der Grunde genommen egal ist, ob wir einen Regenschirm oder eine Tasche finden, ein Paar Schuhe oder sonstwas „Praktisches“.

Aber die neue Mode will Ordnung schaffen; und nächstens werden in der Damenhandtasche alle Dinge liegen, die die Mode streng geteilt hat; der Kamm liegt nicht mehr in einem Reagenzglas, die Schüssel liegt nicht mehr in unfindbarer Verwirrung mit dem Kofferraum, der Fahrchein nicht mehr auf der Erde, der Kippstift nicht mehr im Spiegelgehäuse und das Taschentuch nicht mehr ganz unten, so daß man beim Gebrauch alle anderen Inventarien umschütten hätte.

Mein! Vielmehr wird alles seine Ordnung haben, wie in der Schreibstischschublade jenes preussischen Rates, der die innere und äußere Ordnung seines Nachschlafens durch ein Inventarverzeichnis sicherte, weil er das vom Munde her so gewohnt war.

Und das Lob der heiligen Ordnung, der segensreichen Himmelstochter, wird fortwirken, bis eines Tages wieder eine neue Mode die Fesseln des eben anrollenden Handtaschens sprengt, und bis sich dann alles wieder — entseelt ist die in der von Ihnen beliebten Form den lieben Neusern einmal etwas darüber sagen können. (Bitte, nach Ihnen! Der Chronist!)

Als einem Brief von Ann Schornstein

Lieber Herr Diaz!

Sie haben am vergangenen Sonntag so sachverständig über Telefon und Telefonieren gesprochen, daß ich annehmen muß, Sie haben wahrscheinlich aus Raumangel dieses Problem nicht erschöpfend behandelt; hätte ich Sie das tun wollen, so würden Sie fraglos auch eine Lippe über das Thema „Telefon und Höflichkeit“ rüsten haben; total gesehen gibt es nämlich eine spezielle Neuser Anklage am Telefon, und diese möchte ich Ihnen noch kurz sagen, damit Sie gelegentlich in der von Ihnen beliebten Form den lieben Neusern einmal etwas darüber sagen können. (Bitte, nach Ihnen! Der Chronist!)

Nachdem man sich nach dem Ausfallen der Telefonkabel keine Verbindungen nun selbst falsch macht, scheint sich der Jörn über die eigene Dummheit beim Verbindungsmachen in den gleichen Grenzen zu bewegen, wie früher, da wir uns über die ewige „Unzulänglichkeit“ des Hörnens vom Amt ereagten. Denn nur so ist es zu erklären, daß man gerade in diesem Falle so große Unhöflichkeit antreffen muß; ich bin in der wenig beneidenswerten Lage, daß ich häufiger „irritiert“ werde, als „angehalten“ werde; das ist vielleicht Tadel des technischen Dienstes, in dessen Eingeweide bei der Post man ja nicht so ohne weiteres hineinschauen kann; vielleicht aber ist mein Quälgel, der mich so oft fälschlicherweise anruft, ein ganz spezieller Fels, der sich immer in der entscheidenden letzten oder vorletzten Nummer vergräbt. Zu er das schon bei Tag oder bei Nacht, so ist hier der Fall gegeben, daß man im Augenblick, da sich der ungewünschte Teilnehmer vollkommen unschuldig und harmlos meldet, ausdauerndweise ein noch so kurzes Wort der Entschuldigung wegen seiner eigenen (des Anrufers) Dummheit sagt. Mein dauerhafter Quälgel aber stößt dann meistens einige Sätze aus oder einige Wendungen, die sich im Schlingengraben besonderer Beliebtheit erfreuen, ohne daß sie deswegen allerdings schonfähig geworden wären ... Der mir unbekannte Mäurerich ist der Grund, wenn ich dieser Tage eine neue Nummer für mein Telefon beantragen werde; ...

Ob dem Chronisten auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Verringerung des Sünders gelingt, ist mindestens fraglich. Immerhin aber sei dem Schmerz des Entendens wenigstens dadurch eine leichte Linderung verabschiedet, indem wir seinen Schmerz zu dem unsrigen machen; denn bekanntlich ist geteilter Schmerz halb so schwer zu ertragen, als der ganze. Mehr kann man aus diesem Fall nicht machen.

Du wirsa Nistau

Vorneweg gesagt, daß dieser Richter, von dem ich hier erzählen will, aus England stammt; über englisches Recht und englische Richter im allgemeinen zu sprechen, das würde hier nicht zu weit führen, das würde sogar auch am Ende einer sehr länglichen Betrachtung nur dazu führen, daß wir feststellen müßten, daß Recht und Gesetz in England ganz anders gehandhabt werden, wie bei uns auf dem Kontinent.

Schließlich habe ich die Richter da und hier die gleichen Sorgen, wenn es sich darum handelt, Recht zu finden und Recht zu sprechen; und so stand denn auch vor diesem englischen Richter ein Verkehrsänder, der allerdings schon ein ziemlich format hatte, da er wegen einer Verkehrsüberletzung zu nicht weniger als 500 Pfund Geldstrafe verurteilt wurde; das bedeutet eine Geldstrafe von rund 615 000 Mark, die zu zahlen für den Sünder eine glatte Unmöglichkeit war, da er ein kaufmännischer Anwaltskellner mit mittlerem Gehalt war; als er dem Richter seine Vermögens- und Einkommenslage auseinandersetzte, war auch der Richter so einsichtig, daß

er diese Strafe für eine Unmöglichkeit ansah; da er sie aber nicht zurücknehmen konnte, so billigte er dem Verurteilten die Zahlung des Betrages in 1000 (tausend) Monatsraten zu, so daß dieser etwa 85 Jahre zu zahlen haben wird; bei einem Alter zur Zeit seiner Motorradfährde von 28 Jahren kann der Mann mit dem Motorrad im zarten Alter von 113 Jahren dann endlich seinen sieben Entfalten, Ur-entfalten, Kreuzentfalten ufo, mit bebendem Barte erzählen, wie das vor 85 Jahren war, als er mit seinem Motorrad in einen Gemütsfalten fuhr, und er wird befreit von der Last einer so langen Strafe richtig froh sein, daß er es nun geschafft hat, der Uropa mit dem Motorrad aus dem Jahre 1935.

Da wir übrigens gerade von englischem Recht sprechen, interessiert noch eine Meldung, die ich dieser Tage irgendwo gelesen habe; sie lautet so:

Unbegreiflicherweise werden noch immer in England jugendliche Personen auch wegen geringfügiger Vergehen zu Gefängnis verurteilt. Ein sechzehnjähriges Mädchen z. B. sitzt in Birmingham im Gefängnis, da sie eine Geldstrafe von 12 Schilling nicht bezahlen konnte, die ihr auferlegt wurde, weil sie wenige Minuten nach Ladenschluß noch Komaten verkauft hatte. Ein Junge überredete einen Freund, der ein Motorrad besaß, ihn einmal auf dem Rad fahren zu lassen. Ein Schuhmann kam darüber zu, und da der Junge keine Lizenz besaß, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt. Unmittelbar nachdem er zu dieser Strafe verurteilt worden war, erlitt er einen Unfall und brach sich das Bein. Als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, verhaftete man ihn, da er die Geldstrafe zu bezahlen unterlassen hatte, und steckte ihn ins Gefängnis. — Etlche Knaben hat man sogar für fünf Tage eingesperrt, weil sie gegen das Verbot in einer abgelegenen Straße Fußball gespielt haben. Tatsächlich werden in jedem Jahre 5000 Jugendliche in die Gefängnisse von England und Wales eingeliefert, ein Beweis, wie veraltet die Gerichtsbarkeit ist, gegen die jetzt von der englischen Presse lebhaft Stellung genommen wird.

Unvorsichtige Diebstahl

Die Sache ist in Bordeaux, also in Frankreich passiert! Sie ist so schön, daß man sie eigentlich wörtlich aus dem „BZ“ abschreiben müßte, wenn der Chronist nicht fürchte, daß ihn das zur Sünde angerechnet werden könnte; denn die Zeit, da abgeschriebene wurde, ist vorbei; das kommt nicht wieder!

Also in Bordeaux hat sich folgendes ereignet: In einer Küche irgend eines Haushaltes saß plötzlich eine Maus herum, um aber sofort, da sie verfolgt wird, in einem Loch, das sich unter dem Spülstein befand, zu verschwinden. Die Hausfrau sieht keine Unordnung, vielmehr verfolgt sie die Maus mit einem glühend gemachten Stochstein, um ihr durch den sich ja nun entwickelnden Qualm das Leben und den Aufenthalt in dieser Küche gründlich zu verleben. Die Kinder verfolgen die entflohenen und kühne Tat der Mutter mit Interesse, und einige Stunden später werden die Zeugen und Täter dieser Tat zusammen im Krankenhaus wieder zum Bewußtsein gebracht; denn in dem gleichen Augenblick, da die Frau mit ihrem glühenden Stochstein in dem Loch herumstocherte, brachte sie einen nicht unbedeutenden Pulver- und Patronenvorrat zur Explosion, den der leidende Gatte, der nebenbei mit Begeisterung wilderte, dort unterzubringen pflegte; wovon die Frau nichts wußte.

Und einmal: „p a f t i c h“ ging die Sache in die Luft; daß es außer Materialschaden keinen ernststen Schaden dabei gab, das ist ein kleines Wunder; wäre es anders gewesen, so dürfte man ja auch nicht darüber lachen. Aber alles hat relativ gut gegangen; nur mit der Wilderei wird es nun Rappes sein.

Mollan — Olbaffinian: ununterschieden

Wenn das Neuser Schützenfest vorbei ist, dann pflegen die Neuser Buben meistens noch einige Tage hinterher Schützenfest zu spielen; mit dem Mennen war es früher ähnlich. Auch „Mäuber und Schandig“ und andere Reitereien hatten und haben zuweilen ihren besonderen Sinn, wenn sie die „Nachbildung“ ähnlicher lokaler oder überlokaler Ereignisse sind.

Auf eine ähnliche Art hat der „abessinisch-italienische Konflikt“ schon eine Art von Vorentscheidung zu verzeichnen, die in einem österreichischen Ort in der Nähe von Linz an der Donau, in Kleinmünchen gefallen ist; man braucht sie nicht unbedingt als eine Art von Wettervorhersage zu deuten; aber sie ist doch bezeichnend.

Da hatte nämlich die Kleinmüchener Jugend zwei Armeen formiert, die sich nach Schluß der männlichen Reiterei zusammenfanden, wobei es natürlich allerhand „Knusen“ gab. Infolge reichlicher Bewaffnung stellte es sich heraus, daß die Uniformierung nicht den Anforderungen eines modernen Krieges entsprach, um wenigstens einigermaßen gegen Schlag und Dieb gesichert zu sein, kamen die kriegerischen Knaben auf den Gedanken, in die Feuerwache einzudringen und sich dort die 40 Helme der Feuerwehr zu „leihen“. Das haben sie dann auch ausgeführt, und sie zogen dann, derartig ausgerüstet, in die neue Schlacht, ehe die bellenden Feuerwehrleute das ihren kostbaren Helmen drohende Unheil verhindern konnten; nach der Schlacht zwischen den Kleinmüchener Abessinier und Italienern ging es dann den Helmen, wie es der Pfeife des Schulmeisters in „Was und Worit“ gegangen hat:

Hier sieht man noch die Trümmer rauchen; der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.

Die Eltern der tapferen Krieger hatten dann, allem Brauche entsprechend, für die Kosten aufzukommen; rund 1000 Schilling sollten sie dafür bleiden, eine Summe, die die Feuerwehr für ihren Schaden herausgerechnet und wiederzugewalten den dringlichen Wunsch geäußert hatte.

Betrübt und bedroht durch eine solche „nette Geschichte“ haben dann die Kriegereltern von Kleinmünchen am Tage nach der furchtlichen Schlacht ihrem Vernehmen nach ihren Söhnen jene Körpergegend bearbeitet, die für Krieger weniger, für Schüler mehr hervorragende wenigstens diesbezügliche Bedeutung hat, und die eigentlich von der Natur zum Eiken bestimmt ist, leider aber sehr oft auch dazu verwandt wird Unwillen, Schmerz, Empörung zu ertragen und auszudrücken, wie etwa in diesem Falle von Kleinmünchen, wo sowohl „Abessinier“ als auch „Italiener“ die Folgen eines unfinnigen Krieges zu ertragen hatten, nachdem das Schlachtenglück sich schon im Laufe der Auseinandersetzungen nicht eindeutig entschieden wollte. Nun haben beide Parteien mit den Folgen zu tun.

Diaz



In den Schaufenstern der Städte liegen die appetitlichen Bauernspezialitäten aller Landschaften vereinigt.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da standen sich Bürger und Bauer wie zwei feindliche Brüder gegenüber. Den einen ritt der Hochmut, den anderen plagte der Neid. Seht dort das dumme Bäuerlein, spottete der Städter und versuchte die scheinbar einfältige Denkungsart aufs Glatteis zu führen. Dafür revanchierte sich der Dorfbewohner, indem er von „eingebildeten Geden“, „nichtsinnigen Tassen“ und „Tagebächen“ sprach. Vom wahren Wert des anderen als Glied in der Kette des rüstig schaffenden Volkes wollte keiner etwas wissen.

Eine Wandlung in dieser Beziehung bahnte erst der große Krieg an. Nach dem Wehl im Rat der Städte alle werden ließ die Asphaltmüden auf den einfachen Kameraden im Felde, der irgendwo in ländlicher Einsamkeit seinen Ader befestigte.

1922. Keiner wird das Jahr vergessen; weder der Bürger noch der Bauer. Die Städter zogen alle hinaus und haben zum erstenmal den Mann der Egge und des Pfluges in seiner friedvollen und doch so arbeitsreichen Welt, die ihm heilig ist, seit Urvätertagen. Und wie ein dunkles Glimmern nahm das Gefühl der Blutsverwandtschaft mit der fruchttragenden Erde im Unterbewußtsein greifbare Formen an: „Ich gehöre zu dir, wie du zu mir gehörst, denn unserer aller Väter waren Bauern. Darum ist auch alles das, was Geist und Technik in den feineren Häusermeeren erfunden haben, der Energie zu verdanken, deren Wurzeln im gleichen Erbgut verankert liegen.“ Da ging auch der Bauer in die Stadt und erlebte Arbeit und Fleiß, Erfolg und Tüchtigkeit, wo er Mühsang und Bequemlichkeit vermutet hatte. Immer mehr und mehr brach sich die Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit Bahn, bis das Dritte Reich kam und alle noch bestehenden Zweifel und Vorurteile endgültig aus der Welt schaffte.

„Das Land ist in Rot!“ Das war die Parole, die die nationalsozialistische Staatsführung veranlaßte, die braunen Arbeitsschere aus der Erde zu stampfen, sie als Helfer hinauszuschicken in die großen Ländereien des Deutschen Reiches. Dort ringen sie nun Seite an Seite mit dem Landmann um den Segen der Scholle, erleben mit ihm Freud und Leid, tragen das selbe Vagen um Gedeih und Verderb in der Brust und hoffen auf die Saat, daß sie ernteten werde. In gemeinsamer Arbeit haben Stadt und Land die Ernte unter Dach und Fach gebracht, gemeinsam feiert das ganze Volk das große Fest des Dankes.

Die Glocken läuten von den Türmen, der Führer spricht, und alle, alle sind dabei; der ostpreussische Junker und der kleine Kossät, die Sennerin von der Alm und der Schäfer der Heide, die Beamten der Städte und die Arbeiter der Fabriken, die Kinder der Dorfschule und die Studenten der Hochschulen. Überall feiert das Volk Erntedankfest, auch

dort, wo der Asphalt die Scholle begraben hat. Da rollen die festlich geschmückten Wagen durch die Straßen und vermitteln dem Stadtbewohner das Bild der ländlichen Ernte. Ländliche Verbundenheit; auf Schritt und Tritt begegnet sie dem Städter. In den Schaufenstern der Läden und Geschäftsbauern liegen Erntekränze aus Weizenähren und Kornblumen neben Erzeugnissen bäuerlichen Schweißes. Aus allen Ecken des Deutschen Reiches schicken die Bauern ihre Waren. Da liegt ein wuchtiges Knechtbrot, das eine Lüneburgerin gebacken hat, dort hängt ein schwarzer Oldenburger Katenkäschen, daneben echtes Rauchfleisch aus Ostpreußen. Es ist alles da, alle Delikatessen, die dem Landmann eine tägliche Selbstverständlichkeit sind, dem Großstädter jedoch einen seltenen, begehrten Genuß bedeuten. Die Speisefarte ist groß und abwechslungs-



Die schlichten Gefäße aus Holz und Ton, die Möbel, vom Bauern geschaffen, haben die Stadt erobert.

reich. Wer da wählen soll, hat die Qual. Was ist für heute das Richtige? Ammerländer Feldgaleter, bayerischer Pressack, Thüringer Zölzpel, Tilsiter Monnonitenwurst, Grobe Wilhermarschener...? Und dann die vielen Gebäcksorten: Stuten, Klößen, Puddelmühen und wie sie alle heißen; nicht zu vergessen die ländlichen Schnäpse nach alten Rezepten.

Es riecht nach Ländlichkeit an allen Ecken und Enden der Stadt. Seit Jahren schon. Und was das Schönste ist, — die auf ländliche Eigenart abgestimmte Dekoration. Echter Bauernstolz — „in Heu gebaden“, wie ausdrücklich dabei steht — und echte Bauernwurst liegen auf Holztellern. Trachtengruppen marschieren durch die Straßen, kleine Holzfiguren, die die Menschen des Schwarzwaldes, aus Pommern, Ostpreußen, Schleswig-Holstein usw. in greifbarer Nähe erscheinen lassen. Lange Tobalspiele mit bunten Porzellantöpfen zaubern eine länd-

Überall ist Erntedankfest

Auch der Städter erlebt die ländliche Ernte
Der Segen des Bauern strömt in die Stadt

Erntedankfest — Tag des Bauern! Wer hätte noch vor wenigen Jahren daran gedacht, daß der landsfreundliche Städter mit dem Bauern festlich den Erntedank darbringen und der Arbeit des Bauern gedenken würde. Die Verbundenheit immer mehr verlor, daß er nicht mehr wußte von Bauern, von Bauernarbeit und von dem Ergebnis des Bauernfleißes, obgleich er sein Leben ohne die aus zähem Fleiß gewordene Frucht des Bauern überhaupt nicht leben konnte. Jetzt ist der enge Zusammenhalt zwischen Stadt und Land, zwischen Bürger und Bauer geschaffen worden. Der Bauer weiß, daß Stadt und Städter seine Arbeit erleichtern und seine Kultur bereichern; der Bürger hat die Bedeutung des Bauern in ideeller und materieller Beziehung erkannt. So ist der bäuerliche Erntedank nicht nur zum Fest des Bauern geworden, mit ihm steht der Städter unter dem Kranz. Er dankt für den Segen des höchsten, er dankt aber auch dem Bauern für seinen Fleiß.

liche Atmosphäre in die Stadt, die durch Spruchwandler „Heimat, o Heimat, wie bist du so schön“ noch gekräftigt wird. Buntgewürfelte Tischdecken vom bäuerlichen Webstuhl mit eingestickten Bauerntänzen

Wunderdinge bäuerlicher Volkskunst repräsentieren zum erstenmal geschlossen das große Können jener Geister, die seit Jahrhunderten fernab in der Stille Werke für den eigenen Bedarf schufen. Da steht eine



Das feste und nahrhafte Bauernbrot ist in der Stadt begehrt.

aus Hans Sachsens Zeit liegen auf waren-tragenden Fodestellen. Der Landmann hat den Städter noch niemals verhungern lassen; aber mehr denn je gibt er auch heute von seinen Delikatessen zu kosten, die mit Backofen geräuchert oder mit Holzfeuer im kleinen Backofenbau jenseits des bäuerlichen Gehöftes gebacken wurden.

Die Ernte ist eingebracht. In den Scheuern der bäuerlichen Gehöfte brummen die Dreschmaschinen. Goldgelber Weizen macht die Säde voll, und die Mähnen mahlen, mahlen Mehl für die Stadt, in deren Fabriken die Maschinen zum Säen und Ernten gebaut werden.

Gegenseitiger Dank verbindet heute Stadt und Land. Darum sei es gesagt: Es sieht nicht überall gut aus in den bäuerlichen Gemeinden. Nicht überall ist der Boden so ertragreich, um seine Bewohner zu ernähren, geschweige denn noch etwas an die Stadt abzuführen. Da muß der Bauer zum Nebenerwerb greifen, der seinen Ausdruck in der bäuerlichen Kunst findet. Man hat früher in den Städten nichts von dieser Kunst gewußt, weil die Erzeugnisse den Weg in die Stadt nicht fanden. Heute sind sie da. Vor den Schaufenstern stehen riesige handgedrehte tönernen Bauernkrüge. Sie sind primitiv und einfach; dafür aber um so zweckentsprechender. Und das macht sie im Zeitalter der Sachlichkeit begehrenswert.

Und was der Siebeler als jüngerer Erbhofbauer benötigt, er weiß, wo er alles bekommt: in der Stadt.

Walter Schumann.

Photo (4) Kessler (Kind) — M.



Am handgewebten Tuch — Bauerntuch findet der Städter wieder Gefallen.

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Kleines Mädchen im Trägerkleid



Es gibt kaum etwas Prak-
tischeres und Kleiderameres für
unsere kleinen Töchter als
die Trägerkleidchen. Sie sind
warm, können aus gedeckten
Stoffen geschneidert werden
und wirken doch immer sau-
ber und freundlich durch die
Unterziehlüschen, die man
sehr mannigfaltig und phan-
tasievoll halten kann. Das
Trägerkleidchen für die
Kleinsten, aus blauem, rotem,
grünem Wollstoff, einfarbig
oder in leichter Musterung,
wird ergänzt durch kleine
gelbliche oder weiße Flanell-
und Wollmusselinblusen. Rei-
zend ist ein Hängerträgerkleid
mit angereichertem Rücken und
Trägern, die wie eine vier-
eckig ausgeschnittene Passe
aufgesetzt sind. Dazu wird
ein schottisch kariertes Blüs-
chen in der Grundfarbe des
Trägerrockes geschneidert. Wei-
ßer Rundkragen, schwarzes
Schleichen — ein entzück-
ender Anzug. Unser Schulmäd-
chen trägt schon ein längeres
Trägerkleid mit Gürtel aus
Lack und gleichfarbigen Knöp-
fen, dazu den wärmenden,
handgestrickten Pullover mit
Rollkragen und Rollärmel-
chen. Besonders hübsch und
praktisch ist es, wenn man
etwas mehr Stoff kauft und
ein passendes Bolerojäckchen
arbeitet, das aufgeklopft wer-
den kann.

Vergeßt die Pausen nicht!

Mittel zur Erhaltung körperlicher Leistungsfähigkeit

Mit der menschlichen Arbeit ist es eine
merkwürdige Sache. Manche Menschen
können stundenlang immer das gleiche
machen, ohne besonders zu ermüden und
ohne die gleichbleibende Arbeit als unan-
genehm zu empfinden. Andere wieder
schauen sich nach Abwechslung und machen
solche Arbeiten am liebsten, die möglichst
viel Verschiedenheiten aufweisen. Das sind
eben Unterschiede, die uns angeboren sind,
über deren Vorhandensein oder Abwesen-
heit wir keinerlei Werturteile fällen können.
Bei länger dauernder Arbeit nimmt die
Ermüdung immer mehr zu. Unterbrechen
wir aber eine lange dauernde Arbeit durch
ästere kleine Pausen, dann ist am Schluß
der ganzen Arbeit unsere Ermüdung sehr
viel geringer, als wenn wir ununterbrochen
durchgearbeitet hätten. Aus dieser Tat-
sache folgt der große praktische Wert
kleiner Pausen bei lange dauernder
Arbeit.

Ein Arbeit, beispielsweise das Plätten
der Wäsche, nimmt etwa vier Stunden in
Anspruch. Plätten wir ohne Unterbrechung
vier Stunden lang, dann sind wir, wie
wir aus Erfahrung wissen, oft recht
„kaputt“. Unsere besonders starke Er-
müdung nach ununterbrochener Arbeit
kommt eben von der händigen und pausen-
losen Anspannung, vom Stehen, vom Hin-
und Hergehen, vom Legen der Wäsche und
von dem namentlich bei dünnen Wäsche-
stücken oft recht kräftigen Aufdrücken beim
Plätten. All das läßt uns nach Abschluß
dieser Vigelarbeit oft recht müde werden,
so daß wir uns nach einem Ruhezustand

sehr sehnen und uns auch gern etwas hin-
legen, wenn wir nur immer die nötige
Zeit dazu hätten.

Die Arbeitswissenschaft, deren Lehren
in den Werkstätten und Fabriken heute
schon stark beachtet werden, hat festgestellt,
daß wir eine oft recht eintönige Arbeit viel
weniger anstrengend und ermüdend ge-
stalten können, wenn wir ab und zu eine
kurze Pause einlegen. Wenn wir also eine
Plättarbeit von rund vier Stunden vor
uns haben, dann empfiehlt es sich aus
diesen Gründen, sie nach einer Stunde zu
unterbrechen. Wenn wir dann wieder
weiter plätten und ein weiteres Stündchen
hinter dem Plättbrett verbracht haben,
kann man die nächste Pause damit aus-
füllen, daß man sich einmal ganz ruhig auf
den Stuhl setzt und vielleicht einen Blick
in die Zeitung wirft. Die nächste Pause,
die bei fortgesetzter Arbeit schon etwas
länger sein darf, etwa zehn Minuten, kann
vielleicht benutzt werden, um einen Bissen
zu essen, Kaffee zu trinken oder irgend-
etwas zu tun, das sich im Stille Vornehmen
läßt, aber trotzdem eine Entspannung be-
deutet gegenüber der bisher geleisteten
Vigelarbeit. Wenn wir uns dann zum
Schluß ein Viertelstündchen ruhig und ent-
spannt hinlegen, dann fühlen wir uns ganz
wesentlich frischer und haben auch weniger
Kraft verbraucht, als wenn wir ohne
Unterbrechung vier Stunden lang arbeiten.
Um den gleichen Zustand des Frischseins
herbeizuführen, müßten wir uns etwa
1½ Stunden hinlegen, nachdem wir die
ununterbrochene Arbeit geleistet haben.
Wer von uns hat aber zu einer solchen

Es wird kühl!

Welche Temperaturen sollen unsere Räume
haben?

Wohnzimmer, Schlafzimmer und solche
Räume, in denen man sich vorwiegend
aufhält, sollen eine Temperatur von + 20
Grad Celsius haben, ebenso das Kinder-
zimmer.

Im Schlafzimmer wird im allgemeinen
die Erwärmung nicht höher als 14 bis 16
Grad Celsius gehen. Sie muß sich aber
nach der Gewöhnung richten, die auch das
Ertragen beträchtlich niedrigerer Tempera-
turen ermöglicht. Kühle Schlafzimmer
bringen besseren Schlaf als warme Schlaf-
zimmer. Kranke Personen brauchen natür-
gemäß höhere Temperaturen im Schlaf-
raum. Die Heizungsanordnung im Schlaf-
zimmer muß immer auf diese Not-
wendigkeit eingerichtet sein.

Das Badezimmer erfordert gleichfalls
eine Temperatur von + 22 Grad Celsius,
während in der Küche, als in einem
Raum, in dem man sich bewegt und
arbeitet, mit 14 bis 15 Grad auskommen
sein wird.

In Räumen, die mit eisernen Öfen be-
heizt werden, ist es zweckmäßig, die Raum-
temperatur um etwa 2 Grad niedriger zu
halten, als oben angegeben.

Nicht nur mit Füßen treten!

Grundregeln der Teppichbehandlung

1. Vor der feuchten Reinigung des Fuß-
bodens soll der Teppich zusammenge-
rollt, nicht gefaltet oder geknüllt werden.
Die Knickstellen sind oft hartnäckig und lassen
sich nicht wieder glätten. Auf feucht auf-
gewässerten Fußboden dürfen Teppiche erst
wieder aufgelegt werden, wenn der Boden
vollständig trocken ist, sonst gibt es Stö-
flede. Außerdem wird das Gewebe dann
leicht brüchig.

2. Feuchte Teckblätter, feuchtes Sauer-
kraut oder feuchte Zeitungspapierstücke
werden aufgelegt, gut verteilt und nach
genügender Einwirkung der Feuchtigkeit
vorsichtig wieder heruntergebürstet. Auf
diese Weise wird jedoch nur die Oberfläche
des Teppichs entstaubt, während der tiefer-
liegende Staub zurückbleibt und durch die
Feuchtigkeit an den Fasern festgeklebt wird.

3. Das gleiche gilt von der bekannten
Verwendung stark verdünnten Salmiak-
geistes, der zur Auffrischung der Farben
dienen soll.

4. Stark verschmutzte Teppiche können
wohl mit warmer Seifenlauge abgeburstet
und nachgeputzt werden, sofern die Farben
echt sind und nicht auslaufen. Ein Schuß
Essig tut vielleicht gute Dienste. Vorsichts-
halber mache man aber erst an einer unsicht-
baren Stelle, eventuell unter dem Tisch,
einen Vorversuch. Immerhin ist diese
Reinigungsart für Aussehen und Haltbar-
keit des Teppichs nicht ungefährlich. Man
sollte sie nur anwenden, wenn man seiner
Sache ganz sicher ist. Man kann sonst mehr
schaden als nützen. Die Reinigungs-
anstalten bieten doch mehr Gewähr dafür,
daß besonders schmutzige Stücke mit der
erforderlichen Sorgfalt und Sachkenntnis
behandelt werden.

5. Nicht nur die Fußböden sollen gut ab-
getrocknet, sondern auch die feucht gereinigten
Teppiche müssen oben und unten voll-
ständig trocken sein, bevor sie wieder auf-
gelegt werden. Will man die Teppiche z. B.
ihrer Größe wegen nicht aus ihrer Lage
bringen, so empfiehlt es sich, mehrere
Schichten Zeitungspapier, evtl. zusammen-

geknüllt, darunterzulegen, die die Feuchtig-
keit auffangen. Hat man Webeteppiche
oder Matten auf Linoleum zu legen, so
sollte man eine Papierschicht dazwischen
geben, die den durch das Gewebe fallenden
Staub auffammelt und so verhindert, daß
dieser fette Staub sich auf dem Linoleum
festsetzt.

Allerhand Tünken

Belebung von Speisen mit wenig Mitteln

Räseln mit Dill. Man rührt aus
einer Mehlschüssel mit Fett, geriebenen
Zwiebeln, Mehl und Milch eine gewöhn-
liche Bechamelsoße und läßt kurz vor dem
Anrichten darin, ohne aufzulösen, reichlich
fein geriebenen Schmelzkäse und reichlich
fein gewiegten Dill heiß werden. Köstlich
über Blumenkohl und gemischtem Gemüse,
wie über kaltem Fleisch und Junge. Auch
zu Fischsalat gut zu gebrauchen.

Rohe Rettichstücke zu gekochtem Fleisch.
Ausgekochtes Rindfleisch, oft ein wenig arm
an Geschmack und trocken, wird sehr belebt

Kleine Winke für die Wintermode

Die Röcke werden kürzer!

Wer schon recht bekümmert war über
durchgefröhen Kleider- und Rocklängen,
darf erleichtert aufatmen: Man braucht die
Kleider nur zu verkürzen und dadurch die
schadhaften Stellen umzuschlagen, um nicht
nur taubelos, sondern auch nach dem neue-
sten Modegesetz gekleidet zu sein. Denn die
Röcke werden wieder kürzer. Die Kostüm-
röcke reichen nur noch bis zur halben Wade,
Nachmittagskleider anderthalb Handbreit
über den Knöchel, und die Abendkleider sind
nicht mehr bodenlang, sondern halten fünf
Zentimeter Abstand davon!

Sind Schäden an anderen Teilen des
Kleides zu befehlen, so versuche man, ob
sich nicht mit Treppen, Kordeln oder anderen
Applikationen etwas ausrichten läßt!

durch diese Tünke: schwarze Rettiche werden
dann gekocht und auf dem Reibeisen ge-
rieben. Man färgt nun nach Geschmack
Essig, Salz, Öl, Kümmel, eine Prise
Zucker und, wenn man will, etwas saure
Sahne hinzu.

Apfelmur. Zwei bis drei saure Äpfel
werden geschält und in Scheiben ge-
schnitten, in Butter gedämpft und mit
einer Lage Mehl bestäubt. Dazu kommen
drei Löffel Milch, Zitronensaft und Zucker
nach Geschmack. Diese Apfelmur essen
Kinder gern über Kartoffelbrei, sie schmeckt
auch Erwachsenen gut zu Brotbudding
oder anderen, trockenen Puddingarten.

Pflaumentorte aus frischen Früchten.
Die frischen Pflaumen werden geschält,
ausgeleert und mit Zitronensaft und
Zimt in etwas Wasser weich gekocht, durch
ein Sieb gestrichen und mit Wein, Zucker
und Vanillezucker abgeschmeckt, mit ein
wenig Kartoffelmehl eingedickt. Pflaumen-
torte schmeckt sehr gut zu allen Arten von
Käsen.

Schaumtorte mit Rum. Ein Viertel-
liter Wein, ein Teelöffel Mehl, zwei ganze
Eier, der Saft und die Schale einer
Zitrone und drei Eßlöffel Zucker werden
mit einem Schneebesen geschlagen, dann in
eine Schale gegossen und mit einem Glase
Rum durchgemischt. Sofort auftragen.
Sehr gut schmeckt diese Torte auch, wenn
man damit Zwieback oder trockenen Kuchen
übergießt.

Die praktische Hausfrau

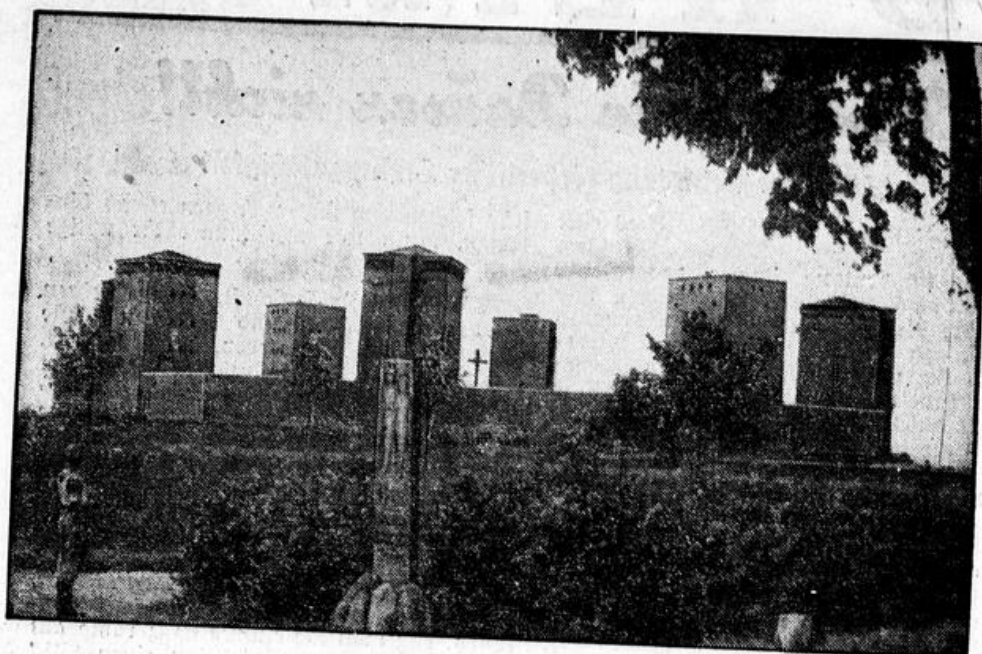
Handarbeiten mit Spitzen

Man trägt wieder viel
Spitzen, und die Frau wird
sich die gute Gelegenheit, ein
Kleid durch Spitzengarnierung
modisch umzugestalten, un-
gern entgehen lassen. Wir
setzen beispielsweise in ein
glänzendes dunkles Seiden-
kleid hellere Spitzenärmel ein.
Für Dunkelblau eignet sich
hellblaue Spitze, für Schwarz
und Braun beigefarbene und
rosagefärbte Spitzenstoffe. Wir
setzen die Ärmel weit in Ra-
glanschnitt ein und arbeiten sie
mit Stickstichen an ent-
sprechend der Spitzenform.
Doppelte Rüschen aus schma-
len Spitzen geben jeder Bluse
ein besonders elegantes Aus-
sehen. Wir arbeiten die
Spitzen, nachdem sie einge-
reht sind, überwiegend an.
Ein Spitzenjabot mit hoch-
stehendem Kragen entsteht
aus gerader Spitze, die durch
Applizieren rund oder ge-
schweift wird. Man stärkt die
Spitze und gewinnt groß-
artige Effekte. Soll die Spitze
Öffnungen bekommen, so rollt
man sie mit feinem, gleich-
farbigem Seidenstoff ein.



Bilder aus aller Welt

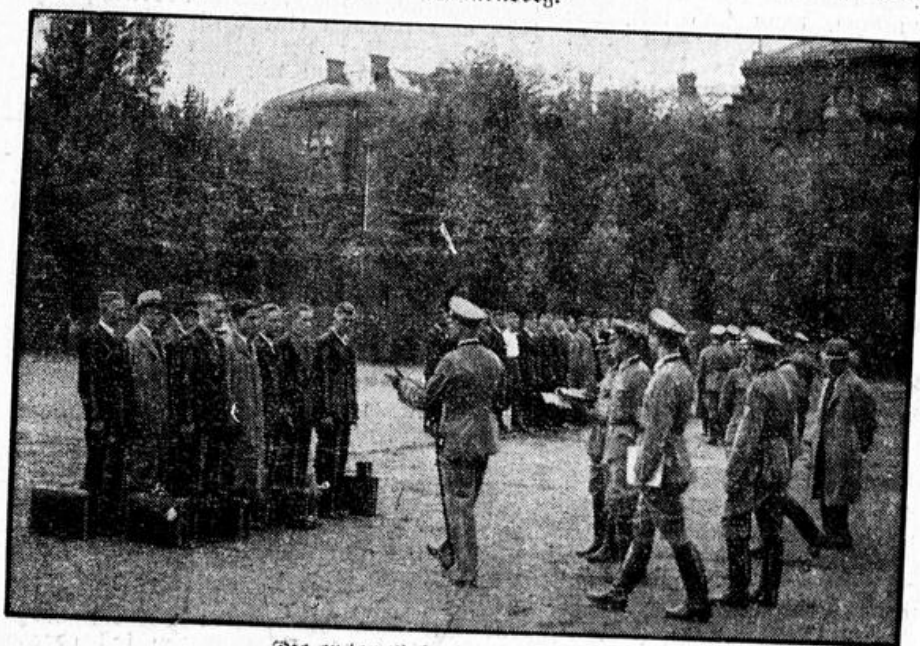
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



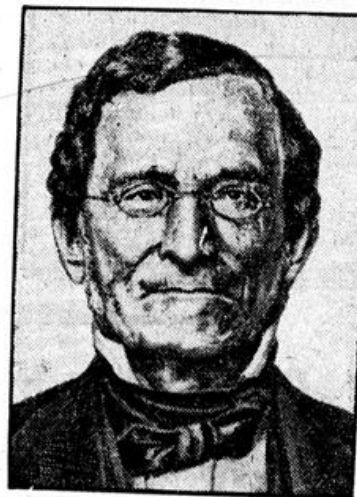
„Reichsehrenmal Tannenberg“.
Das Tannenberg-Denkmal, in dessen Gruft der im vorigen Jahre heimgegangene Generalfeldmarschall von Hindenburg, umgeben von seinen in der Schlacht von Tannenberg gefallenen Soldaten, seine letzte Ruhestätte gefunden hat, wurde durch den Führer zum „Reichsehrenmal“ erklärt und erhielt den Namen „Reichsehrenmal Tannenberg.“



Ein dankbares Motto für Maler.
Herbststimmung im Park von Sanjic.



Die ersten Rekruten wurden eingezogen.
Die ersten Rekruten auf dem Rajenenhof Moritzstraße in Spandau. Nach der Verkündung des neuen Wehrgesetzes wurden in der Reichshauptstadt die Rekruten der Landespolizeitruppe Göring zur Ableistung ihrer einjährigen Dienstpflicht einberufen.

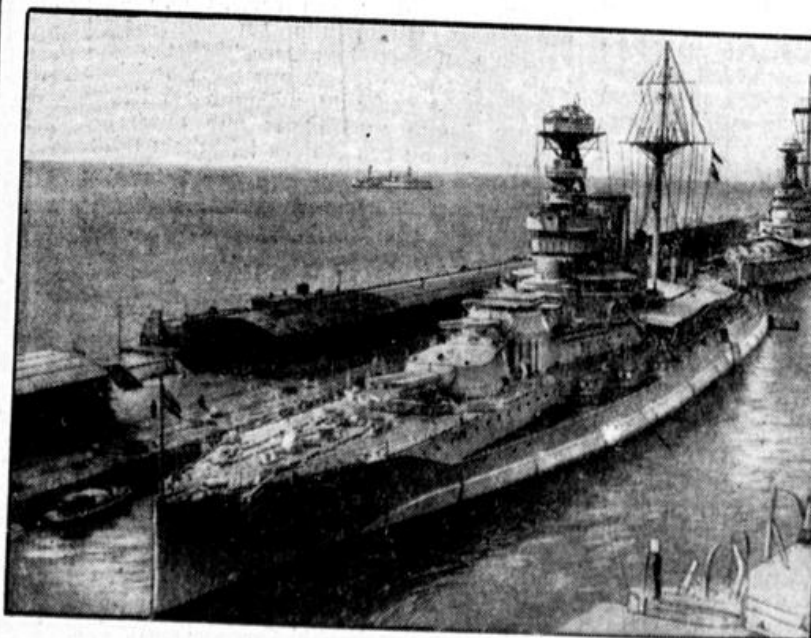
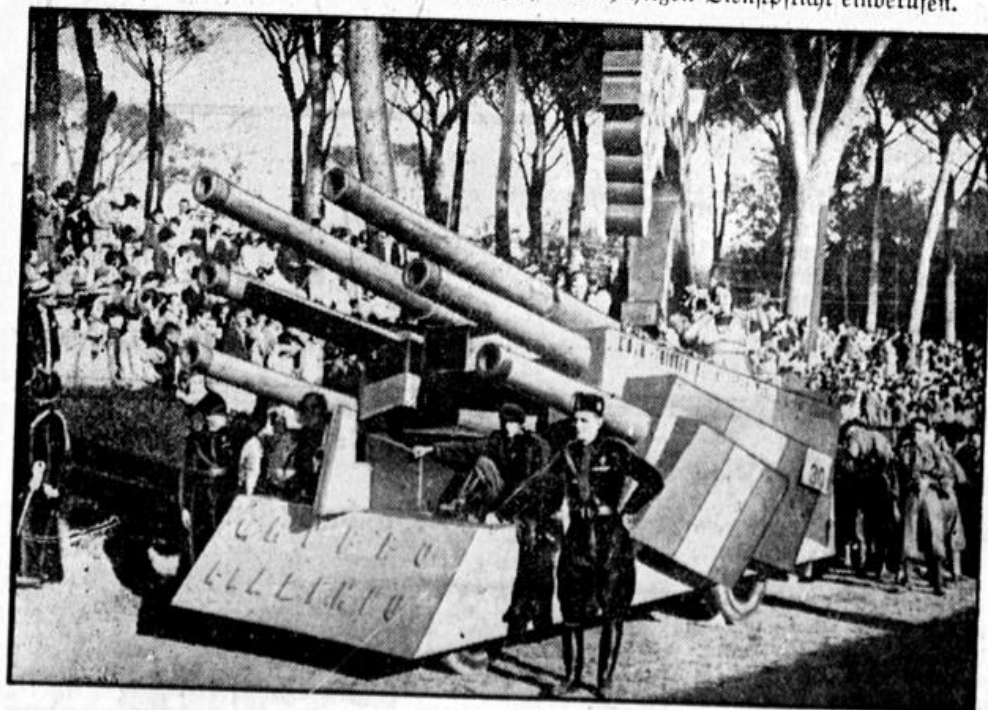


Zum 150. Geburtstag des Freiheitsängers Albert Methfessel.

Albert Methfessel, der deutsche Liedermacher und Freiheitskämpfer (1785—1869), dessen 150. Geburtstag am 6. Oktober gefeiert wird, als 70 jähr. Methfessel ist u. a. Komponist der Lieder „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Dinns in die Ferne“ und „Stimmt an mit hellem hohen Klang“



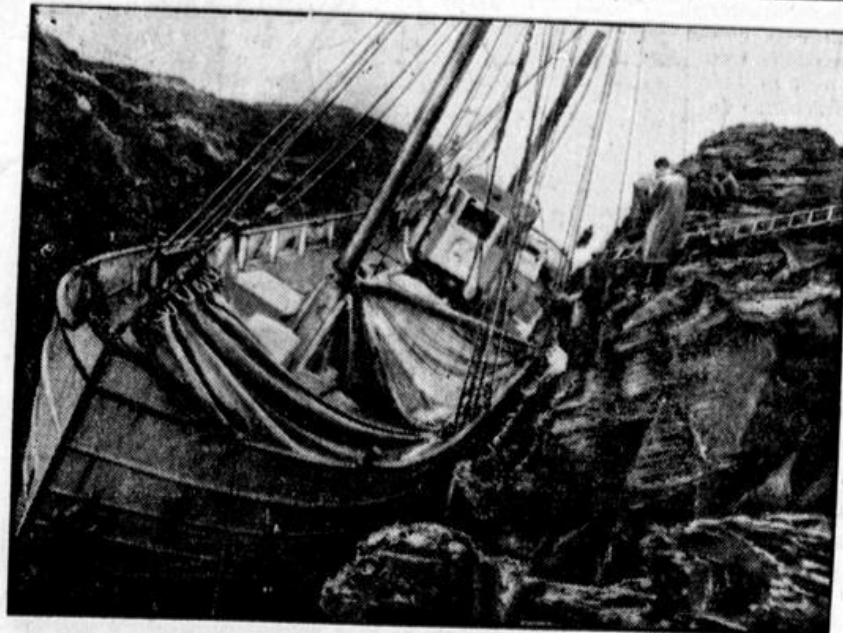
Herbstmanöver im Fernen Osten.
Ein riesiger japanischer Tank bei einer Vorübung für die großen Herbstmanöver, denen Kaiser Hirohito beizuohnen wird.



Das neue Flaggschiff der Mittelmeerflotte.
Das 33 500 To, große Schlachtschiff „Queen Elizabeth“, das neue Flaggschiff der englischen Mittelmeerflotte, traf, von England kommend, in Gibraltar ein.

Bild unten:
Großvater, Vater und Söhne gehen gemeinsam an die Front.

Eine abessinische Familie aus Harar, Großvater, Vater und Söhne auf einem Lastwagen vor dem Abtransport zur südlichen Grenze. Dem Mobilmachungsbehl des Regus folgten sie mit sich ganze Sippen zum Kriegsdienst zur Verfügung.



Ein kriegerisches Weinfest.

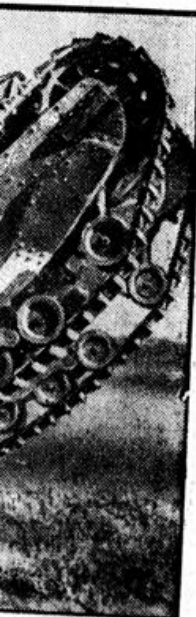
Läufe von Flugzeugabwehrgeschützen auf einem Festwagen in den Straßen Roms. Eine Aufnahme von dem großen Umzug beim diesjährigen Weinfest.

Bild links:

Schiff in Not.

Das englische Schiff „Louise Doonne“, das im Nebel auf die zerklüftete Küste von Devon aufsaß, wurde zwischen zwei Felsen völlig festgeklammert. Die Besatzung konnte gerettet werden.





Vorbereitung für die
bezuhrten wird.

neue Flaggkiff
Mittelmeerflotte.
500 To, große
schiff „Queen
“, das neue
schiff der engl.
Mittelmeerflotte,
in England som-
Gibraltar ein.

ten:
er, Vater und
den gemeinsam
die Front.

finische Familie
ar, Großvater,
nd Sohne auf
Transport vor
Grenze. Dem
Anführer
folgend stellten
Sippen zum
ist zur Ver-
gung.



Spielplatz der Jugend

Die Perlenauktion auf der „Rangoon“

Tausend Pfund in einem Straußenmagen

Die Londoner Polizei ist auf der Suche nach einem Parfen Rao Khabarbar und einem Tierwächter Jack Slumkins. Beide sind nicht zu finden, beide müßten tödlich verurteilt sein, beide behauptete Inspektor Gray von Scotland Yard in Piccadilly gesehen zu haben — Arm in Arm . . . Aber das muß ein Irrtum gewesen sein.

Folgende Sensation ereignete sich um Rao Khabarbar, Jack Slumkins und die Strauße: Der Parfe besiegte die



„Rangoon“ in Bombay, um nach Alexandria zu fahren. Er war zurückhaltend, wie seine Landsleute zu sein pflegen, und fiel nur durch eine ungeheure Perle an seinem Turban auf. In Suatin (Niles Meer) nahm man einen Mann an Bord, der ein halbes Dutzend Strauße in einem Dambusgestell mit sich führte.

Die Fahrgäste drängten sich um das kleine Gehege mit den Tieren. Rao Khabarbar meinte sich unter sie, kam in Gespräche, fühlte sich geschmeichelt von der Bewunderung, die man seiner Perle darbrachte, nahm die Agraffe ab, zeigte sie herum — da schoß zwischen den Stäben ein nachher, langer Hals hervor, ein breiter Schnabel fuhr bernsteber, pickte zu — die Perle war verschwunden, ein Strauß hatte sie verschluckt.

Rao Khabarbar stürzte sofort zum Tierwächter Slumkins, setzte ihm unter beständig Gebärden den Vorfall auseinander und verlangte seine Perle zurück. Slumkins hörte offenen Mundes zu, und binnen weniger Minuten entspann sich zwischen den beiden unter Mitwirkung der übrigen Fahrgäste eine heftige Auseinandersetzung, was in diesem Falle zu tun sei. Slumkins weigerte sich entschieden, den ihm anvertrauten Tieren ein Abfuhrmittel zu geben, das ihnen schaden könnte; der Parfe bestand auf seiner Perle. Da schlug ein Schlaupfopf vor, die Tiere zu verriegeln. Slumkins sah ein Geschäft winken, überlegte kurz und setzte die Verriegelung auf den kommenden Vormittag an. Rao war außer sich.

Es waren die kostbaren Strauße, die je verriegelt wurden. Hundert Pfund waren das mindeste, was sie brachten. Der erste Käufer, ein italienischer Agent, ließ

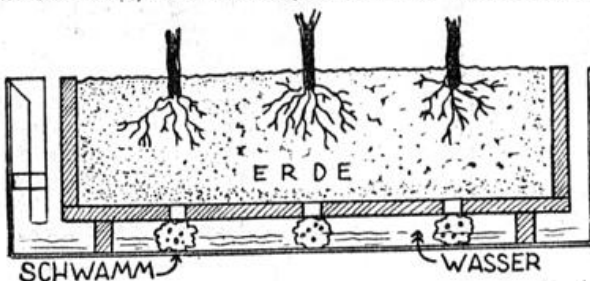
seinen Strauß sofort schlachten, was lebhaften Protest Slumkins hervorrief, da er das Geschäft erledigen könne; drei Matrosen taten sich zusammen und erstiegerten einen weiteren Strauß, ein Levantiner erwarb zwei andere, und den letzten behielt Slumkins für

Allerlei Basterei

Von Schildkrötenhäuten und Blumentöpfen.

Wenn einem eurer Kameraden oder vielleicht euch selbst eine der empfindlichen Schildkröten eingegangen ist, so ergibt die Schale des Tierchens ein zierliches Andenken und einen praktischen Gebrauchsgegenstand, den man als Nischen- oder Nadelstichale verwenden kann.

Wenn ihr Blumenliebhaber seid und gern eure Pflanzen im Topf zieht, werdet ihr vielleicht Lust bekommen, euch solch einen selbsttätig sich begießenden Blumentopf herzustellen, wie wir ihn euch hier im Bilde zeigen. Der Einsatz, der die Erde samt den Blumen trägt, steht in einem Metallgefäß, das auf seinem Grund Wasser und Schwämme enthält. Unter jedem Loch der irdenen Blumentopfschale wird ein Schwamm niedergelegt, der dann an die Erde so viel Feuchtigkeit abgibt wie sie nötig hat. Die Pflanze bekommt nie zuviel Wasser, aber auch nie zuwenig. Und vor allem ist das Gießen von oben unnötig, das ja die guten Nährstoffe der Erde zum Topf hinausschwemmt. Die Wasserzufuhr geschieht durch eine Metallröhre an der Schmalzseite des Metallbehälters.



Orchideen im Herzen des Mr. Marlow

Sammler finden einen Verstoßenen.

Eines der größten Orchideenhäuser in San Franzisko, das Sammler der ganzen Welt belustigt, fand wieder einmal von seiner Filialstation Manaus am Amazonasstrom eine Expedition stromaufwärts, um in den sumptigen Urwäldern Jagd auf neue Orchideenarten zu machen.

Unter Führung einiger Eingeborener, wohl ausgerüstet mit allem Nötigen, zogen die beiden Orchideenjäger der Firma, die schon manchen seltsamen Fund gestätigt hatten, den Fluß hinauf bis zur Mündung des Rio Jurua, dessen Lauf sie bis in den tiefen Süden hinein verfolgten. Ihre Ausbeute war schon so weit gediehen, daß sie an Rückkehr dachten, da gelang ihnen im tiefsten Urwald ein Fund, dessen Schaulust sie entsetzte. Beim Versuch, auf besonders sumptigen Boden ein herrliches, gänzlich unbekanntes Exemplar der Orchideenarten zu erlangen, mußten sie feststellen, daß die Orchidee ihren Wohnsitz im Brustkorb eines menschlichen Skelettes aufgeschlagen hatte. Eine genaue Untersuchung der näheren Umgebung enthielt ein grausiges Drama:

Neste eines Giftstoffs, Überbleibsel europäischer Kleidung, ein von Fuchstagen hochfiediges müßes Tagebuch erklärten, daß hier der seit einem Jahr verstoßene junge amerikanische Forstler Mr. Rudyard W. Marlow, nachdem ihn seine indianischen Begleiter verlassen, zusammengebrochen und von den heimtückischen Wäldern der

sich „auf Spekulation“, wie er das nannte. Merkwürdigerweise war Rao überhaupt nicht zu einem Erwerb gekommen, er war viel zu aufgereggt und behauptete, in London die Gerichte verantwortlich machen zu wollen für das Unrecht, das man ihm auf englischen Schiffsplanen angetan hatte.

Der Kapitän war wirklich beim Landen nicht ganz ohne Sorge. Als aber der Parfe verschwand, Slumkins sich sogar drückte, ohne seinen Strauß mitzunehmen, weder Kläger noch Beklagte sich meldeten . . .

. . . nun, man sucht heute Rao sowie Slumkins, und vielleicht hat Inspektor Gray doch recht . . . ?

Eingeborenen getötet worden war. Den Samen einer seltsamen Orchidee, die er auf peruanischem Gebiet gefunden hatte, führte er sorgsam in einem Beutelchen auf der Brust bei sich.

Die üppige Fruchtbarkeit der Tropen senkte den Samen der Orchidee in das Herz ihres Bewunderers, und sie riefen Kräfte herbei, die bei ihrer Rückkehr in die Kultur Kunde geben sollten von dem Schicksal eines Verstoßenen.

Brandzeichen . . .

für kleine Pferdefreunde.

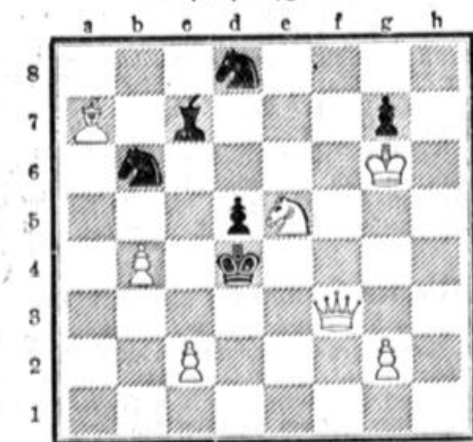
Wenn ihr jungen Pferdefreunde am Halse oder am Schenkel eines schönen Pferdes ein Zeichen in der Haut findet, fast wie eine große Narbe, dann werdet ihr euch vielleicht schon gewundert haben, was das zu bedeuten hat, und ihr glaubt: vielleicht, es sei eine Narbe, und vielleicht findet ihr, sie entspreche das schöne Tier . . .

Solch ein Zeichen wird wahrscheinlich aber ein Brandzeichen gewesen sein. Und dann ist es allerdings eine Narbe, aber gleichzeitig ein Ehrenzeichen, eine Art Abelsbricht, denn damit beweist das Pferd seine gute Abstammung. Die großen Gestüte, in denen Pferdezüchter betrieben wird, haben fast alle solch ein Brandzeichen, das dem Fohlen aufgebrannt wird, ehe es seine Heimat verläßt.



1. Trauben, 2. Gradiß, 3. Beberbeck, 4. Ostpreußen, 5. Marienwerder, 6. Brandenburg, 7. Provinz Sachsen, 8. Schlesien, 9. Rheinprovinz, 10. Westfalen, 11. Moritzburg, 12. Mecklenburg-Schwerin, 13. Lippe-Deimold. Einige davon sind nicht mehr gebräuchlich, aber ihr werdet ihre älteren Träger immer noch einmal sehen können.

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.
Kontrollstellung: 13 Figuren.
Weiß: (7 Figuren) König e6, Dame f3, Springer e5, Läufer a7, Bauer b4, c2, g2.
Schwarz: (6 Figuren) König g7, Springer b6, d8, Läufer c7, Bauer d5, g7.

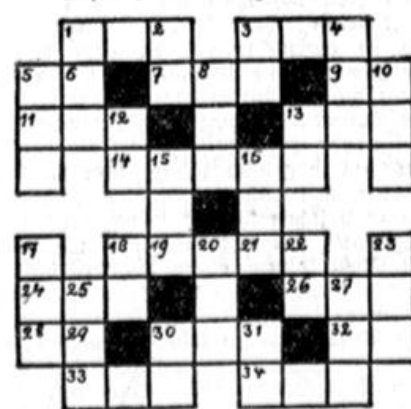
Anagramm.

Aus den 18 Silben:
be — de — ed — gar — gel — fer — na — ne — o — pl — rat — re — rin — ru — se — stern — tha — wil

Sind neun zweifelhafte Wörter mit folgenden Anfangsbuchstaben zu bilden:
T — M — O — N — G — P — R — S — N.

Diese Wörter sind alsdann durch Umstellen der Buchstaben zu anderen Wörtern umzuwandeln. Erfolgreiche dies richtig, müssen deren Anfangsbuchstaben einen astronomischen Zeitabschnitt im Jahre ergeben.

Unser Silben-Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. türkische Stadt, 3. Figur aus Aida, 5. Farbe, 7. weiblicher Vorname, 9. Poltisch, 11. weiblicher Vorname, 13. Antichrest, 14. römischer Kaiser, 15. Wort für Einsiedler, 16. Ort im Freistaat Danzig, 17. Alpenpaz, 18. weiblicher Vorname, 19. Fluß in Frankreich, 20. Drehstuhl, 21. Staat in U.S.A., 22. Ruhe, — Von oben nach unten: 1. Verlobung, 2. Vogel, 3. Teilzahlung, 4. Größer, 5. Stadt an der Loire, 6. Geliebter, 10. Salbe, 12. Landschaft im Sudan, 13. Feind, 14. weiblicher Vorname, 15. weiblicher Vorname, 16. weiblicher Vorname, 17. Eingeborene von Neuseeland, 18. weiblicher Vorname, 20. Einpflanzung, 22. Wort für Schenker, 23. Mitglied des Rates der Alten, 25. Schlingpflanze, 27. Regierung, 30. weiblicher Vorname, 31. weiblicher Vorname.

Die Diagonale 6—15 bezeichnet eine Burkhart, 9—16 den lateinischen Namen des Affen, 29—19 den Angehörigen eines tatarischen Volksstammes und 32—21 einen weiblichen Vornamen.

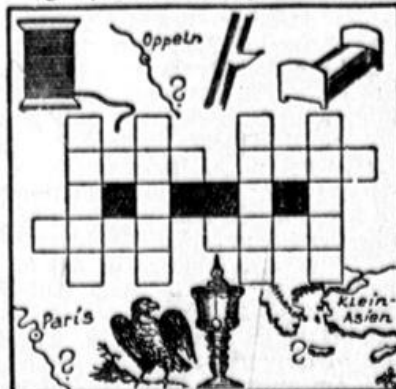
Silbenrätsel.

Aus den 16 Silben:
bis — clam — eu — ge — i — kut — kis — lo — prbat — ralt — re — füt — te — thar — u — wal

Sind acht zweifelhafte Wörter zu bilden, die in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidermal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

- Schweizerischer Kanton
- Atlantischer Strom
- Bekannter Verleger
- Mönchskleid
- Männlicher Vorname
- Russische Provinz in Asien
- Pferdezuchtanstalt
- Stumpfvogel

Ausgerichtetes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten.

Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Auflösungen aus voriger Nummer

- Schachaufgabe
Lösung: König d6—d7.
1. . . : König d3—e4.
2. Turm c5—d5; König schlägt Turm.
3. Dame f2—d4 matt.

Denksportaufgabe.

Die Teilung 5:3 ist falsch, denn hatten sie die Broie zu gleichen Teilen verzehrt, so hätte jeder ein Drittel von 8, also 2⅔, gegessen. Folglich hatte der eine von seinen fünf Völkern 2⅔, und der andere von seinen drei nur ⅔ abgegeben. Die Teilung mußte also erfolgen nach dem Verhältnis von 2⅔ zu ⅔, oder von 7:1.

Silbenrätsel

- Benjamin, 2. Lavine, 3. Anger, 4. Triumph, 5. Janella, 6. Dietherweg, 7. Cafe, 8. Nachtgall, — Witz, Donner, Vogel.

Verräterische Verzweifelt.
Das Mädchen hatte vergessen, den Beinhartschein zu wechseln.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 5. Bodo, 6. Nero, 8. Art, 9. Rhin, 12. Aib, 14. Zee, 15. Ar, 16. Ute, 17. Et, 18. Aib, 20. Ob, 21. Treier, 23. Aie, 24. Dan, 26. Wein, 27. Ober, 29. Sohle, 30. Weber. — Von oben nach unten: 1. Vole, 2. Tor, 3. Ann, 4. Frau, 5. Brel, 7. Orio, 8. Aiem, 10. Gabe, 11. Aie, 13. Hebe, 18. Irene, 19. Sedom, 21. Teil, 22. Hove, 23. Reh, 25. Rey, 26. Po, 28. Aie.

Weiteres aus der Dorfschule

Der gestrenge Herr Schultat hatte sich auf die Visitationen begeben und hielt Einteil in der vierten Klasse der Dorfschule von Groß-Boberow. Die junge Lehrerin erzählt gerade ihrer Herde etwas über die Güte Gottes, hat aber nicht das Glück, dem Herrn Schultat mit ihrer Unterrichtsmethode sonderlich zu gefallen. Mitten im Unterricht erhebt er sich vielmehr, schiebt die Lehrerin sanft vom Katheder hinunter und nimmt selbst diesen Platz ein. Obwohl er die Fragestellung anders handhabt, so gelingt es auch ihm nicht, Eindruck auf die Kinder zu machen. Da erhebt er seine Stimme und meint: „Also, meine lieben Kinder, hört einmal aufmerksam zu. Eure liebe Lehrerin hat euch doch erzählt, daß an dem Segen unseres himmlischen Vaters, alles gelegen ist. Er ist der Allgütige, der es mit euch gut meint. Er ist der Gott der Liebe, er ist das Licht der Welt, und alles Licht geht überhaupt von ihm aus.“ Wie geschwollen und unverständlich für den Intellekt eines Dorfschulkindes seine Rede war, merkte er offenbar gar nicht. „Also“, so fuhr er fort, „du kleiner Blondkopf auf der ersten Bank, du hast doch gut zugehört. Sage mir also: wovon geht alles Licht aus?“ Der kleine Blondkopf schweigt, doch dafür erhebt sich schüchtern ein anderes kleines Mädchen, schaut den Gewaltigen treuherzig an und sagt: „Vom Pusteln.“ M. S.

Schne Folgen...
„Ihre Krankheit scheint ja erfreulicherweise ohne Folgen geblieben zu sein.“
„Wie man's nimmt; ich habe die Krankenschwester geheiratet.“

Er weiß Bescheid.
„Als ich heute heim kam, erlebte ich eine freudige Überraschung: meine Frau hatte mir den Sessel an den Ofen gerückt, die Hausschuhe hingestellt und die Pfeife gestopft.“
„So, so. — Und wie sieht ihr das neue Kleid?“

Schwer von Begriff.
„Ihr Spazierstock ist viel zu lang; lassen Sie ihn doch kürzen!“
„Es wäre zu schade um den schönen silbernen Griff.“
„Aber Sie können ihn doch unten kürzen lassen!“
„Unten? Warum denn? Unten paßt er doch tadellos!“

„Seit zwanzig Jahren sind Sie schon auf der Walz? Hat Ihnen denn nie einer Arbeit angeboten?“
„Die paar mal rechne ich nicht. Sonst sind sie immer nett zu mir gewesen.“

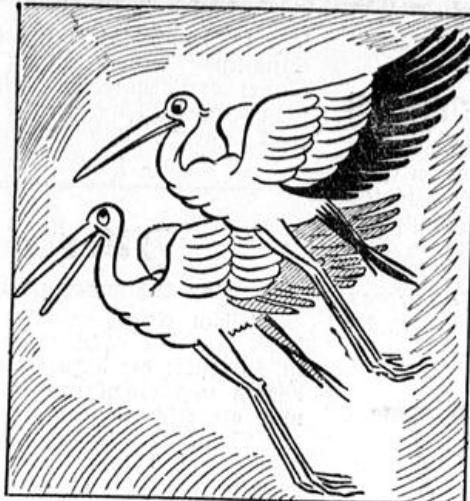
Daher.
Chef: „Der Stil Ihrer Briefe ist entsetzlich steif.“
Korrespondent: „Ja, ich stecke auch voller Rheuma.“

Aus der Luft gegriffen

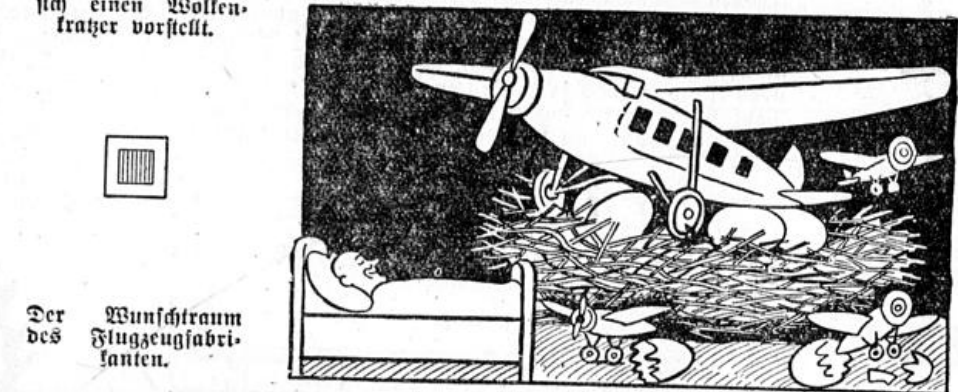
Allerlei geflügelte Scherze



Wie der kleine Moritz sich einen Wollenstrahper vorstellt.



„Du mit deinem ewigen Sünden, ich wollte doch dieses Jahr 'mal eine Nordlandreise machen!“



Der Wunschtraum des Flugzeugfabrikanten.



Die Braut des Himmelschreibers: „Votte, du verkehrst dich doch auf Handschriften-Beuten, hat er einen guten Charakter?“



„Das Ding war bestimmt noch nicht da, als wir abfuhren!“

Durch die Blume

Älteres Fräulein: „Man soll sich nie ärgern, denn das schadet der Schönheit.“
Freundin, boshaft: „Du Arme, wieviel Ärger magst du schon gehabt haben!“

„Warum bist du denn so wütend auf deinen Mann?“
„Weil er mir gestern eine Karte für einen Vortrag schenkte.“
„Aber darüber freut man sich doch!“
„Meinst du? — Der Vortrag hieß: Wenn Frauen altern.“

„Sissi: „Denk doch bloß, Votte behauptet immer, ich schminke mich!“
Wizzi: „Die soll den Mund halten! Wenn sie so häßlich wäre, würde sie sich auch schminken.“

Fremdenführer: „Und jetzt fahren wir am ältsten Wirtshaus der Stadt vorbei!“
Stimme aus dem Rundfahrtauto: „Warum denn?“

Nichter: „Sie haben einen ganzen Wagon Kartoffeln gestohlen! Und das nennen Sie Wundraub?“
Angeklagter: „Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen, Herr Richter.“

Heimgesandt.
Der Arzt hat die Rechnung geschickt, und der Patient schickt einen Scheck. Drei Tage später rief der Arzt bei dem Patienten an: „Ihr Scheck ist zurückgekommen!“
Der Patient antwortete zurück: „So ein Zufall! Die Krankheit nämlich auch!“

Schwieriger Fall.
„Sie wollen also meine Tochter heiraten? Meine Entscheidung hängt von Ihrer Finanzlage ab.“
„Und meine Finanzlage hängt von Ihrer Entscheidung ab.“

Räuber (auf der Bühne): „Pst — pst! Sind wir allein?“
Stimme aus dem Zuschauerraum: „Ungefähr!“

Das Söhnlein des Autohändlers.
Emil, als er im Walde eine Schnecke sieht, die ihre Hörner bewegt: „Oh, Vati, sieh mal hier, was das Tier große Richtungsanzeiger hat!“

Nichter: „Angeklagter, warum haben Sie die Wäsche und liegen den mit Goldwaren gefüllten Kasten stehen?“
Angeklagter: „Ach bitte Sie, Herr Richter, hatten Sie mir das auch nicht noch vor, meine Frau hat schon genug darüber geschimpft!“

„Was drehtst du denn da in einem fort?“
„Im Kochbuch steht doch: einen Tag alte Semmeln reiben.“

Wald Feld und Heide

Pflanzen im Eis

In der asiatischen Tundra, auf der endlosen Eiswüste des Nordens, wachsen sie, die Eisblumen, Flechten, Moose und Gräser, niedrige Gewächse, die zehn Monate hindurch hart wie Glas gefroren sind, um sich dann für kurze Wochen von den Sonnenstrahlen aufzutauen zu lassen. Die Fähigkeit, mit der diese beiseidebenen Pflanzen in Eis und Kälte anzuhalten, ohne zugrunde zu gehen, ist erstaunlich. Und nicht nur in Asien kann man solche Beobachtungen machen. Im nordwestlichen Grönland traf Kane, der bekannte amerikanische Polarfahrer, unter einer 60 Zentimeter tiefen Schneedecke lebende Pflanzen an. Dabei betrug die Temperatur selbst dort, also an einer Stelle, die vor der größten Kälte geschützt war, noch minus 20 Grad. Ebenso fand eine schwedische Expedition in der Nesselhal, im Norden von Spitzbergen, 30 Zentimeter tief unter dem Schnee kleine grüne Gewächse. Nebenstieß stellte bei wiederholten Untersuchungen der arktischen Eisbede das Vorhandensein von kleinen Algen fest, die monatelang im Eise eingefroren waren und sich dann, im Schmelzwasser befreit, lebhaft umherumtummelten. Die Erstarrung hatte ihnen also nichts geschadet.

Aber auch in unseren Breiten gibt es Pflanzen, die völlig darauf eingerichtet sind, eine lange, strenge Winterzeit zu überleben. Je höher man im Gebirge steigt, desto niedriger und „verklümmter“ sehen die Bäume aus. Aber sie sind nicht eigentlich verkrüppelt, ihr zwerghafter Wuchs ist nur eine Angleichung an das kältige harte Klima. Die kleinen, mehr in die

Breite gewachsenen Baumgestalten können leicht von dem Schnee eingehüllt werden, der sie vor der Kälte schützt. Auf diese Art ist auch der meist etwas schräge Wuchs der Bäume zu erklären. Die jungen Stämmchen sind sehr elastisch, und die Schneelast biegt sie um, auf die Erde, ohne sie abzubiegen, und so, völlig bedeckt und warm geborgen, harren die Bäume durch den Winter aus.

Bei Erhuft in Sibirien gibt es Birken und Lärchen, die eine Kälte von 63 Grad vertragen, und in den heißen Geisern des Yellowstone-Parks zu Colorado vermögen kleine Algen noch bei plus 85 Grad zu leben.

Wieviel Wasser enthält eine Wolke?

Schon vor vielen Jahren haben sich die Fachgelehrten mit der Lösung dieser Frage beschäftigt. So untersuchte z. B. im Jahre 1851 der bekannte deutsche Forschungsreisende Hermann Schlagintweit als erster auf der Höhe des Monte Rosa den Wassergehalt eines Nebels, der nach seinen Messungen pro Kubikmeter 2 1/2 Gramm Wasser in flüssigem Zustande enthielt. Später wurden weitere Versuche von Fugger in Salzburg und Ferner in Innsbruck gemacht, doch waren beider Ergebnisse ziemlich ungenau. Das Verfahren ihrer Messungen bestand darin, daß sie eine bestimmte Menge nebelhaltiger Luft durch eine Reihe von Flaschen streichen ließen, die mit Chloralzium gefüllt waren. Da dieser Stoff die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit der Luft aufzunehmen, so mußte man naturgemäß erwarten, aus der Gewichtszunahme

des Chloralzium den Feuchtigkeitsgehalt der betreffenden Luftmenge festzustellen. In letzter Zeit hat man die Versuche in der Weise vereinfacht, daß man die nebelhaltige Luft in einen weiten Behälter (z. B. in eine Glasglocke) eindringen läßt. In diesen bringt man Chloralzium und mißt dessen Gewichtsveränderung. Die Versuche haben gezeigt, daß der Wassergehalt einer Nebelwolke um so größer ist, je dicker die Wolke ist, oder, mit anderen Worten, je weniger weit man sehen kann. So hatte z. B. eine Nebelwolke, bei der man nur 25 Schritte weit sehen konnte, einen Wassergehalt von fast 4 1/2 Gramm pro Kubikmeter, während bei einer Nebelwolke, in der man bis zu rund 70 Schritte zu sehen vermochte, nicht einmal ganz ein Gramm Wasser pro Kubikmeter festzustellen war. Und da Nebelwolken gar nicht so selten sind, in denen man kaum zehn Schritte weit sehen kann, dürfte der Wassergehalt der Nebelwolken noch über 4 1/2 Gramm hinausgehen.

Phosphoreszierende Vögel

Bei Topela (Kansas) ist unlängst einem Weidmann eine interessante Beobachtung gelungen. Der Jäger, der mit Vorliebe auch noch dem nächtlichen Fischfang oblag, gewahrte zu wiederholten Malen größere phosphoreszierende Flecken von mattem Licht, die ständig ihren Platz wechselten, um einige Zeit später gänzlich zu verschwinden. Die nächstliegende Erklärung, daß es sich um Irrlichter handelte, wurde nach einigem Überlegen von dem Weidmann verworfen, denn die ganze Erscheinung, wie sich die Lichter fortbewegten, sprach gegen die Mög-

lichkeit von Irrlichtern. Da entschloß sich der Jäger, auf die Lichter zu schießen, als sie von neuem auftauchten. Und so fand man, daß die Verbreiter dieses merkwürdigen Lichtschein — mehrere blaue Kraniche waren. Ein Zweifel konnte schon deshalb nicht sein, weil die phosphoreszierenden Lichtzentren auch an den toten Kranichen noch vorhanden waren, und zwar lag der eine Lichtfleck unten am Brustknochen und der andere, der größere, oben auf der Brust. Infolge dieser eigentümlichen Lage der phosphoreszierenden Stellen ist der Kranich in der Lage, die Leuchtzentren offen zu zeigen oder mit den Federn zu überdecken. Aller Wahrscheinlichkeit nach bedienen sich die blauen Kraniche dieser „Leuchtstationen“, um die Fische oder andere Beutetiere an sich zu ziehen.

Kleines Lexikon der Jägersprache

Rafe — des Hundes, in der Auffassung des Jägers der Geruchssinn des Hundes überhaupt, da ja die Rafe das wertvollste Organ desselben ist. Je nach mehr oder weniger feinem Geruchssinn sagt man: der Hund hat eine gute, eine mittel-mäßige, eine schlechte oder gar keine Rafe — welcher letzterer Fall wohl nach einer schweren Krankheit auch eintreten kann.

Selbst aufgezogen.

Schnurr ist mit mehreren Freunden auf der Dührerfuchse. Während der eingelegten Frühstückspause unterhält man sich auch über die Eigenschaften der Jagdhunde.

„Ihr Treff ist vorzüglich!“ lobt der Herr Oberförster, „wie sicher er vorsteht und wie geschickt er apportiert!“ Ich möchte fast sagen, ihr Hund arbeitet mit der Präzision eines Uhrwerkes. — Haben Sie ihn selbst aufgezogen?“
Schnurr schüttelt den Kopf: „Nein“, sagt er, „heute morgen nicht!“